PT 2377
.K3 K6

LIBRARY OF CONGRESS

00002510777

THE LIBRARY OF CONGRESS

THE LIBRARY OF CONGRESS

12434

König und Dichter.

Stimmen der Zeit.

Ein Kinkel-Album.

1851.

König und Dichter.

Buchdruckerei von L. Kienzler in Stuttgart.

König und Dichter.

Stimmen der Zeit.

Ein Kinkel-Album.

Stuttgart & Wildbad.

C. A. Sonnewald's Buchhandlung.

1851.

PT2377
.K3K6

Gift of
Estate of W. P. Hasselbach,
1920

Leidensgeschichte Kinkels.

Lebensskizze Kinkels.

Gottfried Kinkel, 1813 geboren, als Sohn eines Landpfarrers durch fromme Erziehung zur Theologie geführt, trat, nachdem er Gymnasium und Universität mit den höchsten Prädikaten in den Prüfungszeugnissen verlassen, im Jahr 1837 zu Bonn als Privatdozent in der theologischen Fakultät auf. Ein außerordentliches Lehrtalent, ausgebreitete Kenntnisse, schriftstellerisches und wissenschaftliches Streben und seine hell hervortretende Genialität verschafften ihm rasch eine bedeutende Wirksamkeit. Aber nicht dem Katheder allein, sondern auch der Kanzel wandte er seine Gaben mit glänzendstem und tiefgehendem Erfolg zu. Hier war sein Streben nach seinen eigenen Worten — in der Vorrede in den zu Bonn gehaltenen und 1845 herausgegebenen Predigten — vorzüglich dahin gerichtet, dem Christen seine Bürgerpflicht kräftig vorzuhalten.

Als ihm nach achtjähriger ausgezeichneter Thätigkeit nur beifällige Anerkennungen, aber keine Aussicht auf Beförderung von Seiten des damaligen Cultministeriums, dem Herr von Eichhorn vorstand, zu Theil wurden, machte er wegen dieser herben Zurücksetzung seine früheren Nebenbeschäftigungen in

Poesie und Kunst zu seinem Beruf und wurde hierauf in der philosophischen Fakultät zum außerordentlichen Professor für neuere Kunstliteratur und Kulturgeschichte befördert. Einen Beweis der Berechtigung zu diesem Uebertritt gibt vorzüglich seine um diese Zeit, 1845, in Bonn erschienene „Geschichte der Bildung und Künste bei den christlichen Völkern".

Während er auch auf dieser neubetretenen akademischen Bahn mit Eifer und Erfolg fortstrebte, widmete er seine Muße-stunden der Unterstützung und Belehrung der unteren Volks-klassen, geleitet von jener warmen Nächstenliebe, welche ihn schon in früher Jugend einen Menschen mit eigener Gefahr vom Wassertode retten hieß. In anerkennendem Gedächtniß steht bei Bonns Bürgerschaft seine Thätigkeit bei der Errichtung des neuen Hospitals, so wie die Stiftung des dasigen Hand-werker-Bildungsvereins, welchem er durch regelmäßige Vor-träge allgemeine Theilnahme gewann. In solcher Thätigkeit traf ihn das Jahr 1848. Schon zuvor hatte er die Redaktion der Bonner Zeitung übernommen, und sich mehr und mehr den sozialen Interessen und Zeitfragen hingegeben. Begeisterung für die Sache des Fortschritts trieb ihn, die conventionellen und materiellen Interessen seiner Stellung nicht zu achten, und auf der Rednerbühne der Volksversammlungen aufzutreten. In Verehrung dieser selbstvergessenen Hingebung und hinge-rissen von seinem rednerischen Talent blickte die Menge auf ihn als ihren Führer.

In der Steuerverweigerungsfrage machte er diesen Ein-fluß öffentlich und laut zur entschiedensten Opposition wider

das Ministerium Brandenburg geltend, wurde bei den darauf folgenden Wahlen als Abgeordneter der zweiten Kammer durchgesetzt, und in Berlin, wenn auch zuerst ankämpfend, zu den extremsten Richtungen seiner Partei fortgedrängt.

Nach Auflösung der zweiten Kammer der preußischen Nationalversammlung kehrte er in seine Heimath zurück. Der Sturm der drangvollen Zeit, wie er selbst sagt, riß ihm Stück um Stück vom Herzen weg, und als die Nachrichten aus Elberfeld und Düsseldorf von der dortigen Erhebung für die Reichsverfassung und die Nothrufe um Zuzug an die Gleichgesinnten eintrafen, schlugen sie zündend in seine Brust: er fühlte, daß für ihn die Stunde da sey, wo die Ehre gebiete zu handeln. Er nahm Abschied von dem Weib seiner Jugend, von seinen schlafenden Kindern; er mahnte von der Rednerbühne Jeden ab, dessen Herz nicht fest sey wie das seinige, an seinem Entschluß Theil zu nehmen; er hielt es für Unrecht, einen andern Gatten, einen andern Vater mit fort zu reißen. Ohne sein Zuthun schloß sich eine Menge Anderer an, um mit den Waffen den Elberfeldern zuzuziehen. Er selbst war nicht Führer, noch leitete oder organisirte er den Auszug. Es war der Wendepunkt seines Lebens. Der Organisation eines Versuchs, sich des Siegburger Zeughauses zu bemächtigen, wurde er mit Unrecht beschuldigt. Die Geschworenen sprachen ihn ein Jahr darauf von dieser Anklage frei.

Nach dem Scheitern der Erhebung in Elberfeld, wobei er tadellos erfunden wurde, und nach der Verkündung des Standrechts, floh er, steckbrieflich verfolgt, in die Pfalz, und von da

nach Baden, wo er als Preuße wider Preußen, wie man ihn anklagte, fechtend gefangen genommen ward, aber verwundet, mit den Waffen in der Hand.

Ehrlich, offen und todesmuthig hat er sich Dem, was er bekämpfen zu müssen glaubte, entgegen geworfen, und dabei beherzige man die Schlußstrophe seines Weiheliedes auf die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.:

> Was ein Schreiber gebrieft, modert zu Staube bald,
> Doch ein königlich Wort, frei aus der Brust heraus,
> Machtvoll schlägt es in's Herz sehnender Völker ein,
> Ahnung künftiger Riesenthat. —

So zeichnete am 21. Juli 1849 ein Mann, der keiner Partei anzugehören selbst von sich sagte, die Lebensskizze Kinkels. Dieser Mann war betroffen von den kriegsrechtlichen Verurtheilungen; der ganze Rhein, Kinkels nächste Heimath, ganz Deutschland war es: Alles fürchtete, Alles wünschte für ihn.

Seine Gefangennahme.

Kinkel war als Gemeiner in eine Freischaar eingetreten, nachdem die Pfalz verloren, nachdem die Sache der für die Reichsverfassung in die Waffen getretenen Deutschen überall im Sinken war. Seine Feder, seine Kenntnisse, sie wiesen ihn in eine andere Stellung als in die eines Gemeinen unter der Muskete: in eine Stellung, die seinen hohen Fähigkeiten angemessen gewesen wäre. Er hielt aber keine andere mit der Ehre vereinbar. Sollte ich, sagt er selbst, in Lügenblätter schreiben,

um große Siege der Revolutionsarmee in die Welt zu posaunen? Sollte ich erfundene Berichte über glänzende Waffenthaten der Ungarn schmieden, oder noch als Redner in Volksversammlungen auftreten, um im Volke Hoffnungen aufrecht zu erhalten, an die ich selbst nicht glaubte? Oder sollte ich mich hergeben, um als Beamter irgend welcher Art Erpressungen vorzunehmen, um hernach einer der Ersten zu seyn, die von Freiburg durchgingen? Für das Alles war ich zu gut; meine Hand ist rein von Raub, von Gewaltthat, von jeglicher Erpressung. Nein, für eine sinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu ist, mit Ehren nur noch Eines thun: er kann mit seiner Person, mit seinem Leib, mit seinem Leben für sie einstehen. Das habe ich gethan. —

Kinkel war in die Compagnie Besançon getreten, und bei zwei Gefechten gewesen, zuerst am 19. Juni Nachts bei Schöck. Bei der ganz finstern Nacht war es unmöglich zu sehen, welche Truppen man vor sich hatte: ob Hessen, ob Mecklenburger, ob Preußen. Das Gefecht war bald abgebrochen worden, Kinkel gar nicht zum Mitfechten gekommen. Erst an diesem Tage verkündete der Prinz von Preußen von Neustadt aus den Kriegszustand und das Standrecht, und für dieses Gefecht, selbst wenn es Preußen waren, konnte also diese Verfügung noch keine Rechtsgültigkeit haben.

Das zweite Gefecht war zwischen Rothenfels und Muggensturm am 21. Juni. Die Compagnie Besançon erhielt Befehl zum Tirailliren rechts ab von der Murgstraße, um die Schützen zu verstärken, die bereits im Feuer standen. Das Gefecht hatte

eben erst begonnen; der Standpunkt der Freischaaren war ungünstig; es war Nachmittags 4 Uhr; die Sonne senkte sich gegen Westen und bewirkte vor ihnen auf dem leuchtenden Korn eine starke Blendung, welche den Feind nur schwer erkennen ließ. Kinkel ging durch's Kornfeld vor, stieg dann in einen Graben hinab und kletterte eben den steilen Abhang jenseits hinauf, um oben neben einigen Andern, die schon oben standen, Posto zu fassen.

Dort erblickte er den Feind, aber nur auf einen Augenblick; — denn noch hatte er oben nicht Fuß gefaßt, so traf ihn eine Kugel am Kopfe, so daß er den Abhang alsbald wieder herunterrollte. Bald aber raffte er sich auf und der Zugführer der Schützen befahl ihm, nach Rothenfels zurückzugehen und sich dort verbinden zu lassen. Einer von der Freischaar, der Württemberger Rau, wurde ihm mitgegeben, damit ihm bei seinem starken Blutverlust nicht unterwegs ein Unfall zustoße. So schritten sie auf dem nächsten Wege durch's Feld auf jenen Ort zu; da, auf einen Abhang heraustretend, standen sie ganz unerwartet vor einer weit vorgeschobenen preußischen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie bestehend, und zwar so nahe, daß weder an Widerstand noch an Rückzug zu denken war. Der Posten schoß sofort auf die Beiden, und die Kugel ging dicht an Kinkel vorbei. Sie mußten sich ergeben.

Es wird auch erzählt, und zwar mit dem Beisatz „von Solchen, die von dem Sachverhältniß unterrichtet seyn wollen" (in einem Schreiben aus Berlin in der Deutschen Zeitung):

Ein Soldat war im Begriff, dem am Hinterhaupt blutenden Kinkel den Todesstich zu versetzen. Ein Offizier hielt ihn zurück: der Gefangene sey einer der vornehmsten politischen Verbrecher, den man den Gerichten nicht entziehen dürfe. Er ward darauf verwundet in eine Scheuer gebracht. Als man jetzt wußte, wer er war, äußerte ein anderer oberer Offizier: es wäre für Alle und Kinkel selbst am Besten gewesen, wenn man die Hand des Soldaten nicht zurückgehalten, da der ehrliche Soldatentod ihn vor einem schmählichen Tode bewahrt haben würde. Viele waren in der Hitze drauf und dran, ihm noch in der Scheuer den Todesstoß zu geben. Die Vorstellung aber, daß dies jetzt ein Mord wäre, siegte ob. — Diese Erzählung scheint auf einer Verwechslung zu beruhen. Kinkel selbst wenigstens weiß Nichts davon.

Im Kerker zu Freiburg und Rastatt.

Von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, sah Kinkel jeden Tag dem Tod durch das Standrecht entgegen. Er hörte oft ganz nahe die Büchsen knallen, und hörte die Namen Derer, denen die Kugeln durch's Herz schlugen — die Namen seiner Kampfgenossen. Sein Geist blieb ungebeugt, sein Muth ungebrochen. Er dichtete in den Kasematten zu Rastatt seine schönste Erzählung „die Heimathlosen". Unter dem Knalle der Standrechtskugeln, die jede Stunde auch ihm gelten konnten, dichtete er frische und unerschrockene Lieder, im Kerker zu Frei=

burg das schöne, hochmuthige Gedicht „Fluth und Ebbe"; und als sein Schwiegervater sein Jubiläum nach fünfzigjähriger Laufbahn als öffentlicher Lehrer feierte, wozu die Bonner und seine Schüler den verehrten Greis erst zu bewegen vermochten, als er Kinkels Leben gesichert wähnte, da schickte der gefangene Dichter jenes herzliche Gedicht zu dem 7. September 1849 — ein Gedicht, darin er einerseits seine politische Ueberzeugung, die ihn geleitet, andererseits den großen Schmerz um den Kummer, den er seinen Geliebten bereitet, die Wehmuth seines Herzens ausklingen läßt, aber auch den Greis tröstet durch den Hoffnungsstrahl: die Kugel, welche des Sohnes in Streites Noth gefehlt, dürfe dem Vater ein Pfand seyn, daß der Tod den Sohn nicht zur Sühne gewählt, und daß sein Schicksal in guter Götter Schooß geborgen ruhe.

Diesen köstlichen Gruß, darin er sich mit dem durch Uhlands Romanze allgemein bekannten Troubadour Bertram de Born verglich, sandte Kinkel aus dem Kerker zu Rastatt am 29. August 1849. Wir lassen diese zwei Gedichte hier folgen.

Fluth und Ebbe.

Sprich, bist Du gewandert am Meeresstrand, wo so mächtig schwoll
die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand still lag vom schimmernden Spiegel
umruht?
Nun kam die Ebbe: es wich der Schwall. Da lag der Strand so
trocken und bloß,
Da lagen verschmachtend die Wesen all', die das Meer gebiert in
dem tiefen Schooß.

Ein Thor wohl spräche zur Stund': „der Strand ist trocken und gehört nun mir,
„Ich will ihn bebauen, den Dünengrund, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier."

O Thor, der von Wind und Welle nicht weiß, laß ab vom kindisch thörichten Traum,
Schau drunten auf's Meer: wie kocht es so weiß, wie säumt die Wogen schon wieder der Schaum!
Halloh die Fluth! schon kehrt sie im Schuß und rächend schießt sie im Bogen daher;
Sein altes Recht mit stürmendem Guß erobert sich wieder das grollende Meer.
Und was verzweifeln im Sande gemußt und meinte zu sterben in Sonnengluth,
Saugt neues Leben und neue Lust, und fühlt sich erlöst von der heiligen Fluth.

Du Thor, der das Meer schon bezwungen geglaubt und der es gehindert und niedergedämmt,
Schon bist im Spiele Du hingeraubt und wälzend hinab mit Verderben geschwemmt! —
So stehst Du, Freund, an dem Meeresstrand, und wieder schwoll die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand still lag vom schimmernden Spiegel umruht. —
Das sey, mein Freund, ein Bild Dir der Zeit, daß nie Du an unsrem Siege verzagst,
Und daß Du immer im Geisterstreit den Würfel der Freiheit zu werfen wagst.

Die Märzfluth kennst Du, den Völkerdrang, kein Wall noch Damm bot gegen sie Schutz, —
Jetzt ist die Ebbe in vollem Gang, ein Thor auch bietet den Fluthen Trutz.
Er bauet sein Haus auf den Dünen empor, er stellt auf den Strand den goldenen Thron,
Und lacht, ein übermüthiger Thor, den still abrinnenden Fluthen Hohn.

Wir sind die Korallen auf dürrem Sand, wir sind des Meeres verzweifelnde Brut,
Wir schmachten gefangen im fremden Land, wir harren der theuren belebenden Fluth. —

Doch bleiben wir stark und vertrau'n dem Gebot, das die Erde lenkt und des Menschen Geist:
Je dürrer die Welt, je größer die Noth, je näher heran schon die Rettung kreist.
Schon seh' ich den Volkssturm wieder erwacht, schon stürzt in Trümmer, was Thoren gebaut —
Du glaub' an des Geistes heilige Macht, im Gleichniß des Meeres, das Du geschaut!
Glaub' mir, wir stehen schon wieder am Strand, und wieder schwillt die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand still liegt vom schimmernden Spiegel umruht.

Gottfried **Kinkel.**

(Geschrieben, als der Dichter zu Freiburg gefangen saß.)

An meinen Vater zu seinem fünfzigjährigen Lehrer-Jubiläum, den 7. September 1849.

Heut' auf ein halb Jahrhundert
Schaust, Vater, du zurück,
Und selber still verwundert
Betrachtest du dein Glück.
Dir fiel das Loos, zu lehren
Die Welt, die sich erneut,
Und drei Geschlechter ehren
In dir den Meister heut'.

Die Bahn ward angefangen
In wilder Kampfeszeit;

Eh' sie zum Ziel gegangen,
Erneut sich Völkerstreit.
Doch in den schlimmsten Tagen
Blieb treu dir Ein Gewinn:
Du hast davongetragen
Des Friedens milden Sinn.

Du ließest And're raffen
Nach Glanz und Ruhmespreis;
Mehr Frucht hast du geschaffen
Durch stillbescheid'nen Fleiß.
Du hast in manchem Geiste
Der Bildung Keim gelegt,
Daß er das Größte leiste,
Das Kleinste treu gepflegt.

Und drum, welch froh Gedränge
Füllt heute Weg und Strom!
Es faßt der Pilger Menge
Zum Feste kaum der Dom.
Es nimmt der Zug kein Ende,
Ein Jeder drängt sich zu:
Vergessen Kleid und Stände —
Denn Alle lehrtest du.

Vom Kranz die Stirn' umgeben,
Der rüst'gen Arbeit Preis,
So stehst du heut' im Leben:
Ein hochbeglückter Greis!
Dir blieb im Herzensgrunde
Ein Stachel nur zurück —
Das ist die tiefe Wunde
Um mein zerstörtes Glück.

Ich weiß ja deine Treue,
Die deinem Sohn du hegst,

Wie du um mich auf's Neue
Tagtäglich Leide trägst.
Vor allen meinen Schmerzen
Das Bitterste ist dies:
Daß deinem frommen Herzen
Ich diese Wunde riß.

Nicht sind's des Blutes Triebe,
Was uns zusammenband,
Du hast aus freier Liebe
Mich deinen Sohn genannt.
Das Höchste, was ich habe,
Mein Weib, du gabst es mir,
Und hast mit dieser Gabe
Mich eingepflanzt bei dir.

Doch, Vater, laß dein Trauern,
Schau' heute froh zum Licht!
Trotz meinen Kerkermauern
Geschieden sind wir nicht.
Mein Sehnen wird gelinder
Und sanfter wird mein Harm;
Ich weiß ja meine Kinder
Auf deinem treuen Arm!

Dich schau' ich durch die Fernen,
Wie du den Knaben lehrst
Und ihm das ernste Lernen
In heit'res Spiel verkehrst.
So wunderholde Güte
War stets ja deine Art;
Du schonst des Geistes Blüthe,
Und sey sie noch so zart.

Wie schon der kleinste Bube
Die Aermchen nach dir streckt!

Wie in der Arbeitstube
Das Mädchenpaar dich neckt —
Die ält're hold von Launen,
Mit Augen blau und mild,
Die jüngste mit den braunen,
Mein feurig Ebenbild!

So laß denn in den Meinen
Mein Bild sich dir erneu'n;
Dein Alter laß die Kleinen
An meiner Statt erfreu'n.
Und wenn sie heut' dich ehren
Mit Band und Blumenstrauß,
Dann presse mein Entbehren
Dir keine Thräne aus!

Die Muse schirmt den Dichter,
Der Prachtgewänder spinnt,
Oft wurden herbe Richter
Durch Lieder mild gesinnt.
Es hat manch kühner Sänger
Gezähmt des Lehnsherrn Zorn:
Drum gräme dich nicht länger —
Denk' an Bertram de Born!

Die Kugel, welche fehlte
Mein Haupt in Streites Noth,
Sey dir ein Pfand: mich wählte
Zur Sühne nicht der Tod.
Drum banne heut' die Sorgen
Um deines Sohnes Loos:
Mein Schicksal ruht geborgen
In guter Götter Schooß!

Rastatt, den 29. August 1849.

G. Kinkel.

Allgemeine Theilnahme für ihn unter allen Parteien.

Als Kinkels Leben vor dem Standgericht in Gefahr war, da regten sich Hunderttausende von Herzen und die ganze deutsche Journalistik für ihn, nicht blos in Deutschland, selbst in Italien, in Rom — die Männer, die der Partei angehörten, die Männer, die einer entgegengesetzten angehörten, und die Männer, die gar keiner Partei angehörten, blos der Kunst, blos der Wissenschaft, blos den Geschäften. Nur eine Zeitung, eine einzige, die neue preußische, sprach blutdürstig; die andern ihr gleichgesinnten verdeckten wenigstens ihr Gelüste, oder schwiegen ganz.

Da schrieb ein Künstler: Die vielen Freunde und Bekannte, welche Gottfried Kinkel nicht blos in Deutschland zählt, sondern überall, wo man deutsche Kunst und Poesie kennt, wird wie ein Stich in's Herz die Nachricht getroffen haben: Kinkel sey unter den Aufständischen an der Murg ergriffen, am Hinterhaupt blutend mit gebundenen Händen auf einem Leiterwagen eingebracht worden, kaum vor Mißhandlungen geschützt. Die deutschen Künstler in Rom, die vor wenigen Jahren den in seltenster Schönheit blühenden Jüngling unter den Schätzen der Weltstadt gesehen, die ihm die Anschauungen zu seiner Kunstgeschichte geliefert, werden sich staunend fragen, ob das derselbe sey, der damals für Nichts Sinn zu haben schien als für die griechischen Götterbilder, für Raphael und Michel Angelo und für den Himmel Italiens?

Auch die werden diese Frage thun, welche einst seine hinreißenden Kanzelreden in Bonn gehört, oder die ihn später in seiner freundlichen Wohnung im Schlosse Poppelsdorf bei Bonn, umgeben von seiner Familie, einem geistvollen Weib und schönen, blühenden Kindern erblickt, oder im Kreise seiner rheinischen Freunde. Es ist derselbe. Noch ist es kaum fünf Vierteljahre, da erschien Kinkels „Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung", jenes inhaltreiche Buch, darin man den Herausgeber von so vielen rheinischen Dichterfreunden umringt sieht, mit seiner tief ergreifenden Geschichte vom Lande und dem zauberhaften Gemälde seiner Frau: „Lebenslauf eines Johannisfünkchens." — Und hört man nun plötzlich: das Kriegsgericht ist niedergesetzt über den Gefangenen und vielleicht ist in dieser Stunde sein Todesurtheil schon gesprochen, vielleicht schon vollstreckt — welche herzzerschneidenden Gegensätze!

Wir sehen ihn mit an die Spitze des Volksaufstandes getreten; aber wir sahen denselben in sittlicher Strenge aufgewachsenen Mann vor wenigen Jahren den beiden letzten Königen von Hohenzollern aus überzeugtem Herzen Huldigungslieder bringen. Was muß in und außer ihm vorgegangen seyn, um diese Umwandlung zu erklären und das Urtheil zu mildern? Wie schön hat er die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. begrüßt! Wie schön den Wendepunkt im Leben des königlichen Vaters und der preußischen Geschicke, das „Kölner Ereigniß" aufgefaßt! [1] So hieß es hier.

[1] Man vergleiche beide Gedichte in der Sammlung der Kinkel'schen Gedichte.

Dort zog Kinkel, der Volkswehrmann, in der Blouse, mit verwildertem Bart und blutigen Haarlocken, eine erschütternde Gestalt, bei Tag und Nacht an dem Blick der fernen Freunde vorüber; sie dachten sich, sie sahen ihn als Helden vor dem heimlichen Standgericht; sie sahen ihn hinausgeführt und ihre Herzen bluteten nach unter den Kugeln, die ihm galten. Denn heute hieß es: er ist früh morgens im Wald erschossen worden! Dann wurde es widerrufen, und gleich darauf kam es wieder: er ist zum Tod verurtheilt; und wieder: er ist begnadigt. So wurden die Freunde hin und her gerissen zwischen Hoffnung und Schrecken.

Kinkel hatte der Freunde viele, die ihn sehr liebten, sowohl um sein großes dichterisches Talent, als wegen seiner großen Liebenswürdigkeit im Umgang.

Bürger, Studenten und Professoren in Bonn ließen eine Bittschrift an den Prinzen von Preußen abgehen, worin der alte Arndt und sie sagten: „Wir haben zu der erprobten Milde Ew. Königl. Hoheit das Vertrauen, daß unser Mitbürger Kinkel, ein Mann, der im Drang poetischer Begeisterung und mißverstandener Liebe zum deutschen Vaterlande gefehlt hat, seiner Familie und der Kunst und Wissenschaft nicht zu früh entrissen werde.“

Viele conservativste Personen bemühten sich, das Härteste von seinem Loose abzuwenden. Er ist eine der begabtesten und ursprünglich moralisch reinsten Naturen, sagten sie. Bettina von Arnim verwandte sich persönlich oder durch eine ihrer Töchter beim König. Kinkels Gattin war seit lange mit Bettina sehr befreundet und hatte mit ihr früher längere Zeit zusam-

men gelebt. Die Gräfin Adelheid von Stolterfoth überreichte dem König eine Bitte um Kinkels Leben in Sanssouci.

Die Kreuzzeitung aber sagte: Um so schlimmer und strafbarer, wenn er mit Begabung und Erkenntniß der Dinge so sich verirren konnte; dann hilft ihm nur Eine Sühne: sein Tod; und nur, wenn er reumüthig stirbt, mögen wir ihm die Achtung schenken, auf die man für ihn Anspruch macht.

Die Pietisten wie die Jesuiten forderten seine Hinrichtung laut und heftig als einen Akt der politischen Nothwendigkeit und als einen Akt der rückkehrenden Gerechtigkeit — so sagten sie heuchlerisch; die Gründe ihres Hasses und ihres Lechzens nach seinem Blut waren andere.

Vor dem preußischen Kriegsgericht in Rastatt.

Am 4. August 1849 stand Kinkel vor dem Kriegsgericht.

„Meine Herren, sprach er, ich bin in Ihrer Hand, und was Sie über mich verhängen, seyen Sie überzeugt, ich werde es als Mann zu tragen wissen. Aber ich habe eine Familie, die, wenn ich sterbe, in Armuth und Elend sinkt, ich habe auch ein Vaterland, das meine Dienste vielleicht noch in Anspruch nimmt. Um dieser Familie und dieses Vaterlandes willen rede ich hier zu meiner Vertheidigung:

Zunächst, meine Herren, hat der Herr Defensor schon mit allem Recht hervorgehoben, daß die Form dieses Gerichts nicht zu Rechte besteht. Jedes Vergehen wird gerichtet nach den Gesetzen des Landes, in denen es begangen ist; und ich habe

in Baden die Waffen getragen. Die Verordnung des Großherzogs über das standrechtliche Verfahren findet in ihrer ausgelassenen Allgemeinheit auch auf mich Anwendung. Daß man mich, weil ich Preuße bin, einem strengern Verfahren unterwirft als andere deutsche Stämme, ist unbillig. Und jedenfalls ist dieses Verfahren ein strenges. Betrachten Sie mein Vergehen vom Standpunkte des badischen Gesetzes, so bin ich ein Rebell gegen Baden. Ich theile diese Schuld mit Hunderten, mit Tausenden, die wie ich die Waffen gegen die Regierung dieses Landes getragen haben, und meine Strafe könnte also dann nur eine leichte seyn. Von Todesstrafe dürfte man dabei gar nicht reden; denn Tausende kann man nicht standrechtlich erschießen, nicht einmal Jahre lang in's Zuchthaus sperren; eine Amnestie muß also früher oder später auch über die Verurtheilten ergehen, und an dieser Amnestie hätte ich so gut wie jeder Andere Theil. Ja, meine Schuld wäre in diesem Falle leichter als die der meisten Anderen, da ich dem Herrn dieses Landes keinen Treue-Eid gebrochen habe. Statt dessen stellt man mich vor ein preußisches Kriegsgericht, richtet mich nach preußischen Gesetzen. Mein Vergehen wird dadurch ein ganz anderes, viel schwereres. Dort war ich ein badischer Rebell, hier erscheine ich als Kämpfer gegen mein Volk, und so trifft mich die viel gehässigere Beschuldigung: ein Landesverräther zu seyn. Ich habe deßhalb im Verhör dagegen protestirt; die Zusammensetzung dieses Gerichts zeigt mir, daß man diesen Einspruch nicht beachtet hat. Mir bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als mich der Thatsache zu unterwerfen, obwohl

ich sie für eine Ungerechtigkeit erkläre. Jedenfalls aber, meine Herren, entspringt für Sie aus diesem Umstande die Pflicht, in Ihrer Strafbestimmung die größtmögliche Milde anzuwenden, damit Sie die Härte gegen mich, die schon in dieser Form des Gerichts liegt, ausgleichen, aber nicht noch vergrößern."

Die rechtliche Seite der Frage beleuchtete Kinkel mit großer Schärfe und Klarheit; die zwei ersten Beschuldigungen der Anklageakte ließ das Gericht als nicht zur Sache gehörig sofort fallen. Die dritte Anklage, daß er in einem badischen Freicorps gegen preußische oder den preußischen verbündete Truppen im Feuer gestanden, entkräftete er mit den eigenen Worten des preußischen Militär-Strafgesetzbuchs, unter dem Protest, daß er als Rheinländer nur dem französischen Gesetzbuch zu unterwerfen wäre, so sehr, daß die Todesstrafe in keiner Weise auf ihn Anwendung finden konnte.

Das preußische Militärstrafgesetzbuch bestimmt nämlich, daß die Todesstrafe ausdrücklich nur dann ausgesprochen werden darf, wenn durch den Kriegsverrath ein erheblicher Nachtheil entstanden ist.

„Davon, sprach Kinkel, kann doch bei meiner Betheiligung keine Rede seyn. Durch mich ist auch nicht einer meiner Landsleute getödtet oder verwundet worden, viel weniger noch hat der Staat im Großen und Ganzen durch mich einen Nachtheil erlitten. In diesem Falle, so sagt ausdrücklich das allgemeine Landrecht, soll die Strafe in 6- bis 10jährige Gefangenschaft verwandelt werden. So spricht jenes furchtbare Gesetz, das vor 80 Jahren wahrhaft mit Blut geschrieben wurde, das auf

jeder Seite mit dem Strang, mit dem Schwert und selbst mit dem Rade bei der Hand ist. Gegenwärtig ist der Geist der Gesetze milder, und Sie dürfen daher auf keinen Fall daran denken, über dies Strafmaaß noch hinaus zu gehen. Die Thatsachen, meine Herren, stehen fest; sie sind einfach und sprechen für sich; das Glück, die Vorsehung, oder wie Sie sonst jene unsern Blicken verhüllte Macht nennen wollen, die Ihr Loos, meine Herren Richter, eben so gut wie meines beherrscht — diese Macht hat mich dem Bruderkampfe entnommen, ehe mein Antheil an ihm den Punkt erreichte, der Ihnen das Recht gäbe, meinen Tod zu beschließen. Nur über die Thatsache haben Sie zu richten; die Thatsache ist: daß mein Thun dem Staate keinen Nachtheil gebracht hat. Ich fordere also nicht Gnade, ich fordere nur die strengste Gerechtigkeit nach dem Buchstaben des Gesetzes, wenn ich sage: nach Recht und Fug können Sie mich nur zu einer Festungsstrafe von solcher Dauer verurtheilen, daß ich nicht erst als abgelebter Greis Hoffnung habe, in's Leben zurückzutreten.

Dies, meine Herren, ist die rechtliche Seite der Frage; Sie werden mir aber erlauben, auch noch die politische zu berühren, die Sie bei Ihrem Urtheil ja nicht ausschließen dürfen. Niemand unter Ihnen wird sagen, daß ich ein gemeiner Verbrecher sey; meine That können Sie doch wahrlich nicht mit Mord und Diebstahl, mit dem Landesverrath des Spions, der sein Leben um Gold verkauft, oder mit der Schande etwa eines Commandanten vergleichen, der dem Feinde eine Festung überliefert, um hernach in dessen Lande den Sündenlohn zu verprassen; was ich gethan habe, fällt unter den Gesichtspunkt

eines „politischen Verbrechens“. Nicht in einem Völkerkriege, sondern in einem Bürgerkriege haben wir uns gegenüber gestanden. Dies macht meine Stellung vor Ihnen so schwierig; dies macht aber auch Ihnen Ihr Amt schwer, wenn Sie es gewissenhaft erfüllen wollen. Sie nämlich, die über mich richten, sind in diesem ganzen Streite selbst Partei: Sie richten über einen Mann, der Ihrer Gegenpartei angehört; Sie müssen daher auf Ihre Parteiansichten ganz verzichten, müssen rein die Sache selbst in's Auge fassen, wie sie eben liegt.

§. 118 des Militär-Strafgesetzbuches sagt:

> Die Vertheidigung darf mit aller Freimüthigkeit geführt werden.

Gestatten Sie mir also diese Freimüthigkeit.

Die Märzrevolution des vorigen Jahres hatte ein Hauptziel: es war die Einheit Deutschlands. Diese Einheit haben Sie gewollt, wie ich sie wollte; das ganze Volk verlangte darnach. Denn wir Alle wissen, daß ohne sie wir aus unserer erbärmlichen Politik nach Außen hin nicht heraus kommen, Industrie und Handel nicht heben, der einreißenden Armuth nicht helfen, mit Einem Worte: daß ohne die Einheit wir kein großes und glückliches Volk werden können. Aus diesem Einheitsdrange ging das Frankfurter Parlament hervor, vom Volke gewählt, von den Fürsten anerkannt; eine Reichsverfassung sollte geschaffen werden in Verständigung mit den Regierungen. Jedenfalls betrachteten sich also die Fürsten nur als den einen berechtigten Theil; die Volksvertreter waren ihnen der andere. Die Frankfurter Versammlung ging einen Weg der Vermitte-

lung; sie schuf dem Volke die Grundrechte, aber um sie zu sichern, trug sie zugleich dem Könige von Preußen die Kaiserkrone an. Sie Alle, meine Herren, wissen, mit welcher Freude man in Berlin die Deputation aus Frankfurt erwartete. Nicht Deutschland allein, sondern namentlich auch das ganze preußische Volk verlangte die Annahme der Krone unter der Bedingung der Grundrechte. Das ganze preußische Volk, denn nicht blos die zweite Kammer, die Vertreterin der Massen, der ich damals angehörte, sondern auch die erste Kammer, die Vertreterin des Besitzes, der Intelligenz, der Aristokratie drang mit Adressen in den König. Wäre damals geschehen, was in Deutschland Alle wollten, wir hätten uns in diesem Kriege nicht als Brüder feindlich entgegen gestanden.

Man hat damals gesagt: eine Krone könne mit den Grundrechten nicht bestehen; oh! wohl konnte sie es, meine Herren: wenn Napoleon auf dem republikanischen Frankreich einen monarchischen Thron aufgebaut hat, dann konnte wahrlich auch auf deutschen Grundrechten eine Kaiserkrone ruhen, die auf einem kräftigen Haupte saß. Aber anderer Männer Rath hat beim Könige gegolten. Man brach die Verständigung mit dem wenigstens gleichberechtigten Theile ab. Die Verfassung, die das Volk einseitig geschaffen hatte, verwarf man, aber nun verfuhr man selbst eben so einseitig: man oktroyirte eine neue Reichsverfassung. Was sollte das Volk nun thun? Die Könige stellten die Soldaten vor ihre Verfassung; das Volk griff für die seine selber zum Schwerte, um sie durchzusetzen. Jeder schirmte sein Recht, aber das Volk erlag im Kampfe. Als

ich in diesen Kampf eintrat, war er vollkommen gesetzmäßig. Der Abgeordnete der Frankfurter Versammlung hatte ihn gebilligt in Form der pfälzischen Erhebung. Dies, meine Herren, ist die Lage der Dinge. Meine Schuld ist, daß ich im Sommer noch dasselbe gewollt habe, was im März Sie Alle, was im März das gesammte deutsche Volk gewollt. Nun, bei Gott, meine Herren, ist das denn ein Vergehen, welches so gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze streitet, daß Sie deßwegen ein Blutgericht über mich versammeln dürfen?

Meine jetzige Schuld ist gering, Sie sehen es; aber ich weiß freilich, man wirft Vieles auf meine Person, auch meine frühere Parteistellung. Sie haben gelobt, ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen und nur nach Dem zu urtheilen, was in den Akten vorliegt. Ich könnte also über Früheres hinweggehen. Aber mehrfach sind mir während meiner Gefangenschaft von Offizieren und Soldaten Dinge vorgeworfen worden, die mich mit Staunen erfüllten. Wie oft habe ich das Wort hören müssen: „ich sey ein schlechter Preuße;" das Wort hat mich verletzt. Ich habe stets die Ueberzeugung gehabt und oft genug diesen Süddeutschen gegenüber ausgesprochen, daß die kräftigen norddeutschen Stämme die Herrschaft Deutschlands gewinnen werden. Es ist Das in meinen Augen ein Gebot der geschichtlichen Nothwendigkeit, es ist eine alte Ueberzeugung von mir.

Daß die Verbindung Rheinlands mit Preußen für beide Theile glücklich sey und nicht zerrissen werden dürfe, das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem

demokratischen Congreß hören, wo ich, gegenüber Anderen meiner Partei, die auf französische Bajonnete vertrauten, gegen jegliche Abtrennung des Westens mich erklärt habe, wie ich denn überhaupt immer der entschiedenste Gegner aller Rheinbundspolitik gewesen bin. Man haßt ferner mein Wirken in der zweiten Kammer: aus dem Munde eines Offiziers, nicht eines Gemeinen, habe ich hören müssen, daß ich der preußischen Armee ein neues Jena gewünscht. Ich denke, die stenographischen Berichte der Kammersitzungen werden amtlich veröffentlicht, und Jeder kann dort das Wahre finden, der es finden will. Das habe ich gesagt, daß unser Heer, wenn es zu einem dem Volke verhaßten Kriege auszieh e, etwa um die republikanische Freiheit Frankreichs zu erdrücken, daß es dann sein Jena finden werde. Das ist eine Weissagung, kein Wunsch! Daß ich den Fall meinen Brüdern wünsche, diesen Vorwurf weise ich entrüstet von mir ab. Aber trotz alledem soll und muß ich ein schlechter Preuße seyn, weil ich das gegenwärtige System bekämpfe. Nun, wohlan! meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und starke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit unseres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwerte (denn anders wird's nicht) Deutschland in Eins zu schmieden, uns groß und geachtet bei unsern Nachbarn hinzustellen, uns der innern Freiheit wirklich und dauernd zu versichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militärlast, die jetzt zu schwer auf Preußen drückt, gleichmäßig auf das ganze Deutschland zu vertheilen, und vor Allem den Armen

in meinem Volke, als deren Vertreter ich mich fühle, Brod zu schaffen — gelingt das Ihrer Partei, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes sind mir theurer als meine Staatsideale, und die französischen Republikaner von 1793 weiß ich zu schätzen, die hernach um Frankreichs willen vor Napoleons Größe freiwillig sich beugten. Geschähe dies also, und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu seinem Vertreter zu wählen, ich würde einer der ersten Deputirten seyn, die mit frohem Herzen riefen: Es lebe das deutsche Kaiserthum! Es lebe das Kaiserthum Hohenzollern! Wenn man mit solchen Gesinnungen ein schlechter Preuße ist, ja, dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu seyn; dann will ich mich aber auch mit Hardenberg trösten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offenem Bruche mit dem Reichsfeind rieth, vorwarf: er sey ein Verräther und gar mit englischem Golde bestochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge übersah. — Und so ist Alles in meinem frühern Wirken von meiner Gegenpartei mißdeutet worden! Vielleicht war einer von Ihnen in Garnison zu Mainz; man hat mich wegen Verläumdung dieser Garnison vor Gericht gestellt und gesagt: ich suche Gelegenheit, um die Armee gehässig zu machen. Nun, so viel politische Fähigkeit hätte man mir doch billig zutrauen sollen, daß ich jene groben Buchstaben der Parteiklugheit verstände, nach welchen keine Partei im Staate es muthwillig mit der bewaffneten Macht verdirbt. Was war aber jene ganze Geschichte? Die Erzählung eines düstern, das Menschengefühl jedenfalls ver-

letzenden Vorfalls, die obenein in einem entstellten und übertriebenen Bericht mir zukam, habe ich in meiner Zeitung mit ein Paar heftigen Worten begleitet. Ist das eine so schwere Kränkung der ganzen Armee? Und was ist mir dafür geschehen? Während dieser meiner Abwesenheit von Hause hat man mich deßhalb zum zweiten Male vor Gericht gefordert, und da ich zur Vertheidigung nicht erscheinen konnte, bin ich, wie man mir jüngst erzählt hat, auf 5 Jahre der Wahlfähigkeit beraubt worden. 5 Jahre Wahlunfähigkeit sind über mich ausgesprochen; für einen Mann, der schon einmal die Ehre gehabt hat, Abgeordneter zu seyn, ist das eine überaus harte Strafe. Ich denke, die Garnison von Mainz und Sie, meine Herren, können damit zufrieden seyn, wie man mich für einen nicht einmal selbst verschuldeten Irrthum hat büßen lassen. Ich sehe da auch die Epauletten des 27sten Regiments; sie erinnern mich an eine finstere Novembernacht des vorigen Jahres, als dies Regiment in Bonn einrückte, um die Steuerverweigerung zu erdrücken, als mein Name so oft als der eines Soldatenfeindes genannt wurde. Ja, meine Herren, es war eine finstere Nacht; und wenn in ihr der Würfel fiel, so wäre sie nicht meinen Bürgern allein, sie wäre, bei der damaligen Stimmung der Gemüther, auch manchem Offizier und Soldaten eine heiße Nacht geworden. Der Würfel fiel nicht, meine Herren. Diese Hand war es, die ihn festhielt! Alle Besonnenen haben das später anerkannt, und die Gerichte haben mich von jeder Anklage aus diesen Novembertagen freigesprochen. Ueberhaupt, wenn man mir doch einen Einfluß auf das Volk in Bonn zuschreibt,

woher kommt es wohl, daß diese Stadt, bis ich sie verließ, so ruhig gewesen ist? Meine Partei ist dort nicht schwach, es gibt viele Arme daselbst. Universitätsstädte haben ohnehin viel Brennstoff in sich. Wenn ich denn ein so wilder Revolutionär, ein so wüthender Republikaner, wie man mich schildert, wäre — wie erklären Sie Das: daß bei uns, wie kaum in irgend einer andern Stadt, jeder zornige Zusammenstoß vermieden, Bürgerblut niemals vergossen worden ist? Fanatismus, Anarchie, Zerstörung — diese Dinge liegen nicht in meiner Natur; ich sehe es viel zu klar, dieser Bruderzwist, diese Parteikämpfe werden vorübergehen, unser Volk aber und die Menschheit werden bleiben. Das Ziel ist wichtiger als der Weg, und für das Ziel, dem auch dieser Streit zustrebt, für Bildung und Menschlichkeit, habe ich jederzeit gearbeitet; was dagegen stritt, habe ich mit der Feder und mit der mündlichen Lehre bekämpft, bei meiner Partei wie bei den Gegnern. Eine Parteiwuth, welche das Menschliche und die heiligen Gesetze der allgemeinen Brüderlichkeit vergißt, kenne ich nicht; mit Laternen und Guillotinen habe ich nie die Freiheit zu gründen vermeint. Daß die Todesstrafe unter allen Bedingungen eine Barbarei sey, habe ich schon vor der Revolution ausgesprochen und noch im vorigen Sommer in meinem Buche über das Handwerk wiederholt. Vergessen Sie es nicht: es war das die Zeit, als meine Partei mit raschen Schritten zum Siege zu gehen schien. Sie sehen daraus, daß ich von diesem Siege nie einen blutigen Mißbrauch gemacht haben würde. Und daß man diesen milden Sinn, daß man diese Mäßigung und Ruhe

mir zutraut, das beweist auch die meinen Akten beigefügte und vom Herrn Auditeur erwähnte Verwendung der Bürger meiner Stadt für mich. Auch von Köln aus, wie ich höre, und sonst vielfach, sind Verwendungen zu meinen Gunsten eingelaufen. Jene 1200 Unterschriften aus Bonn, sie stammen nicht blos von der Armuth her, die in mir ihren Sprecher sieht, auch nicht von meinen Studenten, die mich lieb haben, gleichviel ob sie zu der aristokratisch-conservativen Partei oder zu meiner, der republikanischen, gehören; es sind Namen aus allen Klassen dabei, und Arndt, des Königs persönlicher Freund, steht an der Spitze. Diese Männer hassen mein System, aber meine Person lieben sie und wünschen mich der Zukunft zu retten. Wie wollen Sie Das erklären? Daher einzig kommt es, weil meine Mitbürger, die mich von meiner Jugend an kennen, an meinen Charakter als Mensch glauben, weil sie, wenn auch meine Gegner, wissen, daß selbst ein Sieg stets mich gerecht und milde finden würde. Werfen Sie als meine Richter auch dieses Urtheil meiner frühern Umgebung mit in Ihre Wagschaale; es muß Ihnen klar genug beweisen, wie unrecht man einem ruhigen Manne thut, wenn man ihn leidenschaftlicher Heftigkeit und blinder Parteiwuth beschuldigt!

Ich bin zu Ende, meine Herren, und deute zum Schluß nur noch auf wenige Einzelheiten hin, die meine Handlungsweise in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber jedenfalls das Urtheil mildern. Zwölf volle Jahre habe ich meinem Staate in einem schweren Amte und mit Aufopferung gedient; Manches geschrieben, was über aller Parteiung steht, und wodurch

Menschen von den verschiedensten politischen Ansichten belehrt, gerührt und erfreut worden sind. Niemals habe ich im Heere gedient, also auch keinen Fahneneid gebrochen; keine militärischen Kenntnisse, die ich im Dienste meines Vaterlandes erworben hätte, gegen mein Vaterland angewendet. Niemanden habe ich, mit der Waffe in der Hand, gedrückt oder ausgepreßt; endlich bin ich nicht Offizier oder irgendwie militärischer Beamter gewesen: ich habe also blos Verantwortung für Das, was meine eigene Hand gethan hat. Und dies, wie ich bewiesen habe, gibt Ihnen auch nach der strengsten Fassung des Gesetzes nur das Recht, über mich eine mäßige Freiheitsstrafe zu erkennen.

Im Kreise meiner Richter umblickend, sehe ich zwar meist jüngere Männer, aber doch auch manche, die gleich mir schon bei Jahren sind.

Meine Herren, *denken Sie auch ein wenig an Weib und Kind daheim*, wenn Sie den Spruch über einen Mann thun, der heute durch den Wechsel der menschlichen Geschicke so tief und unglücklich vor Ihnen steht! *Und nun im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die über Ihnen, meinen Siegern und Richtern, gerade eben so wichtig schwebt wie über mir, Ihrem jetzt niedergeworfenen und gefangenen Gegner, im Namen dieser Gerechtigkeit sprechen Sie jetzt mein Urtheil!*"

Immer sonst, wenn Kinkel sprach zum Volk, zu den Massen, zu den Arbeitern, strömte ihm die Rede bezaubernd vom Munde, und Wer, sagt ein Augenzeuge, konnte diese

hohe, edle Gestalt, dies treue dunkle Auge nur sehen, ohne Vertrauen zu dem jungen enthusiastischen Manne zu fassen?

Dieser seltene Empfehlungsbrief, den ihm die Natur durch sein Aeußeres gegeben, seine Beredtsamkeit und die Wahrheit, die juristische Richtigkeit seines Vortrags, die auch nicht den leisesten Zweifel übrig ließ, wirkten zusammen auf seine Richter.

Sie verurtheilten ihn zu lebenslänglicher Festungsstrafe, nicht zum Tode, wie man in den Kreisen der Kreuzzeitung forderte und erwartete, auch am Hofe.

Als Kinkel das Gerichtszimmer, in dem das Kriegsgericht sein Urtheil über Tod und Leben sprach, verließ, und in seine Zelle zurückgeführt war, beschlich ihn der Gedanke, daß man vielleicht doch das Todesurtheil über ihn aussprechen könnte. Er glaubte endlich an die Wahrscheinlichkeit eines solchen Richterspruchs, und schrieb folgende zwei Gedichte.

Mein Vermächtniß.

Das Beste, was das Leben gibt,
Das hab' ich nun genossen,
Mich hat ein edel Weib geliebt
Und gab mir holde Sprossen.
Im Freundesreigen stand ich stark,
Beim Becher und in Fehde.
Mein Leib war fest, gesund mein Mark,
Und golden floß die Rede.

Mir gab Natur ein fühlend Herz
Für Seligkeit und Wunden;

Des Gottes Lust, des Wurmes Schmerz —
Ich hab' ihn mitempfunden.
Es lag der Zeiten großes Buch
Vor meinem Geiste offen:
Der Freiheit Glück, der Knechtschaft Fluch,
Der Völker Gram und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schicksals Buche,
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für dich es hinzugeben!

Ich werde nicht vergessen seyn,
Du Jugend wirst mich kennen,
Und wirst an meines Geistes Schein
Zum Freiheitsdurst entbrennen.
Manch Frauenauge weint um mich,
Den Sänger süßer Lieder;
Als Gruß der Erde neigen sich
Viel Blumen zu mir nieder.

Der müden schwielenharten Hand
Ein sanfter Loos zu werben,
Du vierter Stand, du treuer Stand
Für dich geh' ich zu sterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für euch zur That entschlossen,
Fall' ich um's nächste Morgenroth
Vom Preußenblei durchschossen!

So haltet mich in treuem Sinn,
O Meister und Geselle!

Gedenke mein, Du Näherin,
In deiner trüben Zelle;
Du Winzer, der am Fels der Ahr
Umsonst die Gluthen leidet,
Du arme Tagewerkerschaar,
Die fremde Garben schneidet!

Den letzten Gruß Dir über'm Rhein,
Du edles Volk der Franken!
Die Völker sollen einig seyn
In Herzen und Gedanken.
Steh'n soll, so weit auf diesem Rund
Sich Aug' in Auge spiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
Den euch mein Blut besiegelt!

Vor den achtzehn Gewehrmäulern.

„Trommler, schlagt an und führt mich zum Platz,
Der rasch vom Leben mich scheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht,
Die mein Gebein mir zerschneidet!
Nein, wie mir durch Augen und Hirn und Herz
Die tödtliche Salve knattert,
So spür' ich, wie mir die Seele befreit,
In Wolkenschäfchen zerflattert!

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden! —
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst meinen Geist Du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geist flog auf zu der Sonne,
In's leuchtende All, das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne!

Die Lerche werd' ich des Morgenroths,
In flammender Wolke geborgen,
Die dem armen Gefang'nen im kalten Thurm
Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Ein Tropfen bin ich, der niederströmt
Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
Zu füllen mit nährendem Segen;
Der Wellen eine bin ich im Meer,
Die das Schiff, das stöhnende, hetzen,
Das den Wucherer trägt — und ich schling' ihn hinab,
Ihn mit den erwucherten Schätzen!

Heut' bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
Durch giftige Nebel schreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
Befruchtend auf's Erdreich spreitet;
Und morgen die Blume, die tröstend erquickt
Mit Duft den zagenden Kranken,
Und in des Sterbenden Seele weckt
Unsterblichen Lebens Gedanken. —

Hier steh' ich — nun zielt! Nun brichst du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien, die vor mir gefallen;
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst
Und die letzten Schwerter zersplittern!

Eine neue Art von Begnadigung.

Das Urtheil wurde nicht sogleich bekannt. Er ist zum Tod verurtheilt, schrieben die Gothaer Blätter, der König hat das Todesurtheil in zehnjährige Zuchthausstrafe gemildert. Die deutsche Zeitung ließ sich aus Berlin schreiben: „Die standrechtlichen Urtheile sollten ohne Rekurs an den König vollstreckt werden. Aber es wurde der Einwand gemacht, daß Kinkel in keinem militärischen Verhältniß zur preußischen Armee gestanden, daß folglich das standrechtliche Verfahren auf ihn keine Anwendung finde. Bei diesem Bedenken ward die Sache nach Berlin geschickt. Ueber das Verfahren hier widersprechen sich die Nachrichten. Es ist nur das gewiß, daß sie im populären Ausdruck „verfahren" ward, doch nicht zu Ungunsten Kinkels. Es soll hier beim Generalauditoriat ein zweites Erkenntniß abgefaßt worden seyn, das gleichfalls auf den Tod lautete. Es erhoben sich aber neue Bedenken dagegen, und dem König ward der Antrag gestellt, noch ein drittes Urtheil fällen zu lassen, wobei alle Formalitäten beobachtet würden, was aber ohne Zweifel dasselbe Resultat haben würde. Hierauf ging der König nicht ein; in einem der warmblütigen Impulse, die in diesem Fall Niemand tadeln wird, erklärte er diese Todesquälerei um Formalien nicht zulassen zu können. (!) Auf Grund des gefällten Urtheils erkannte er die ausgesprochene Todesstrafe als zu Recht an, verwandelte sie aber in lebenswieriges Gefängniß. Die Form dieser Um-

wandlung sey immerhin der juristischen Kritik preisgegeben; sie ist in einem vollkommenen Rechtsstaate nicht zu rechtfertigen.

So belogen die Gothaer die Welt, so belogen sie sich selbst, um das unerhörte Verfahren des Königs von Preußen zu bemänteln. Sie wollten um jeden Preis den König in ein günstiges Licht zu bringen versuchen, und ihren deutschen Bestrebungen mußte die Wahrheit in der Sache Kinkels für die Person des Königs mehr als ungünstig seyn.

Die Wahrheit war: während die deutsche Zeitung solche Lügen verbreitete, war Kinkel bereits in der Jacke des Zuchthaussträflings im Zuchthause zu Naugardt, zum Wollenspulen verdammt.

In Rastatt und in Freiburg war in den letzten Tagen des Septembers folgende „Warnung" erschienen:

„Der ehemalige Professor und Wehrmann in den Freischaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußische Truppen gefochten, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluste der preußischen Nationalkokarde und statt zur Todesstrafe nur zur lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Gesetzlichkeit wurde dies Urtheil von mir dem königlichen Generalauditoriat übersandt, und von demselben als ungesetzlich Sr. Majestät dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchstdieselben haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maßgabe zu befehlen geruht, daß Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilstrafanstalt verbüße. Diesem allerhöchsten

Befehl gemäß ist von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin bestätigt: daß Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verlust der preußischen Nationalkokarde und mit lebenswieriger, in einer Civilstrafanstalt zu verbüßender Festungsstrafe zu bestrafen sey, und zum Vollzug des Erkenntnisses die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthaus angeordnet werde, was hiemit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.

Hauptquartier Freiburg, den 30. September 1849, der commandirende General des ersten Armeecorps der königlich preußischen Operationsarmee am Rhein, v. Hirschfeld."

In einem verschlossenen Wagen wurde Gottfried Kinkel unter Bedeckung auf der Eisenbahn in's Zuchthaus nach Naugardt abgeführt. Wo er durchkam, bemühten sich die Behörden sichtlich, in dem Gefangenen Bildung und Humanität und somit sich selbst zu ehren. Dichter, Geistlicher, Lehrer, Kriegsgefangener — Alles Titel, sagten sie sich, um ihm wenigstens eine schimpfliche Strafe zu ersparen — und Zuchthaussträfling!

Das Generalauditoriat, das wußte, was man wünschte, hatte das kriegsrechtliche Urtheil angefochten; aber es bot Nichts, woran man sich auch nur mit einem Schein des Rechts hätte halten können, um es umzustoßen und die Todesstrafe dafür unterzuschieben.

Der König wußte die Feinde Kinkels, die Pietisten und die Jesuiten, auf andere Weise zu befriedigen. Wider alles Recht verschärfte er im Wege der Gnade die vom Gericht ausgesprochene Festungsstrafe zu ewigem Zuchthaus.

Lüge und Wahrheit.

Als die Kunde durch die deutschen Blätter lief (die volle Begnadigung Kinkels steht in Aussicht, hatte die deutsche Zeitung kurz zuvor geschrieben): „Professor Kinkel trägt in Naugardt die graue Züchtlingsjacke und muß spulen!“ da ging ein Schrei der Empörung durch ganz Deutschland.

„Der Tod, der Befreier, ist an Kinkel vorüber gegangen, rief sein Freund Althaus, selbst gefangen, aus seinem Gefängniß; ihm erschien das höhnische Antlitz jener Begnadigung, gegen die das österreichische Begnadigen zu Pulver und Blei sich wie sanfte Menschlichkeit darstellt! Die Gnade, welche ihm widerfuhr, ist, daß er, den die eiserne Gerechtigkeit des Kriegsgerichtes zur Festungsstrafe verurtheilt, durch einen Gnadenakt auf ewig in's Zuchthaus gebracht ist, in eine halbdüstere unterirdische Zelle, im Sträflingsanzug, Wolle spulend!“

Ein Stockconservativer, ein Verehrer des Herrn von Manteuffel, schrieb in die Ostseezeitung: „Professor Kinkel trägt in Naugardt die graue Züchtlingsjacke und muß spulen! Der Direktor der Strafanstalt correspondirt in allen, Herrn Kinkel betreffenden Angelegenheiten unmittelbar mit dem Herrn Minister des Innern. Wir würden uns schämen, diesen Fall vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu ziehen, wenn die Behandlung, die dem Professor Kinkel auf das Geheiß — aber fern sey es von uns zu glauben: aus freier Entschließung — des Herrn von Manteuffel widerfährt, den

Ersteren erniedrigte, oder wenn der Wille, der ihn unter eine so kleine Wiedervergeltung zwingt, der Wille der Nation wäre. Unser politischer Standpunkt liegt dem poetischen Socialismus des Herrn Kinkel sehr ferne. Aber als einfacher Arbeiter in der großen Geisteswerkstatt verehren wir in ihm einen Meister, und auch das Gefäß, dessen schönen und edeln Inhalt wir bewundern, können wir nicht verunehrt sehen ohne einen lauten Ruf der Entrüstung, der, wir hoffen es, in der ganzen unabhängigen Presse des deutschen Vaterlandes wiederhallen wird."

Und es hallte wieder! Was that die deutsche Zeitung und ihr Anhang? — Sie ließen sich schreiben und schrieben:

„Ob Kinkel wirklich im grauen Sträflingskittel an der Spule arbeiten muß, weiß ich nicht; wenn es geschieht, weiß ich nur, daß es nicht lange dauern wird. Uebrigens, lange oder kurz, bedaure ich die Maßregel. Die Sache ist von Anfang an verkehrt angefangen und, wie so viele, ganz geeignet, gerade den bösesten Schein auf die Regierung zu werfen, wo sie den Willen hatte, gut zu handeln." (!!)

Das war das Signal zu einer Reihe von Lügenmanövers der conservativen Gothaer Presse. Gleich darauf hieß es: „Professor Kinkel ist im Zuchthause zu Naugardt zur Schreibstube begnadigt worden und vom Wollspulen erlöst. Auch das anfängliche Verfahren gegen ihn „soll" wieder auf einem Mißverständniß und zwar der Behörden der Strafanstalt beruht haben, denen nur anempfohlen worden seyn „soll", den Gefangenen in einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Weise

zu beschäftigen.“ — Ja die spener'sche Zeitung versicherte in den letzten Tagen des Oktobers: nach amtlichen Ermittlungen habe Kinkel niemals Wolle spulen müssen. Diesem wäre schon der § 556 der Criminalordnung entgegen gestanden, nach welchem eine Behandlung, wie die in Bezug auf den Professor Kinkel gerügte, nicht Statt haben darf; denn es sey daselbst von einer angemessenen Beschäftigung die Rede.

Die Kölner Zeitung berichtete gleich darauf „aus der besten Quelle“: daß, dieser Versicherung zum Trotze, noch vor wenigen Tagen Kinkel gezwungen gewesen sey, Wolle zu spulen. Auf Das ließen sich die Frankfurter Oberpostamtszeitung, die Augsburger allgemeine Zeitung und andere Zeitungen aus Berlin schreiben, und zwar alle zugleich unter dem 3. November: Die vielfachen in den Blättern verbreiteten Nachrichten über die Behandlung Kinkels in der Strafanstalt zu Naugardt hatten unsern Minister des Innern veranlaßt, die Einsendung eines genauen und vollständigen Berichts über alles, die Person Kinkels Betreffende von dem Direktor der Naugardter Strafanstalt zu verlangen. Der Minister des Innern fand sich um so mehr dazu bewogen, als er dem besagten Direktor gleich Anfangs die Weisung hatte zugehen lassen, Kinkel mit aller Schonung, welche das Gesetz zulasse, zu behandeln. Namentlich hatte der Minister auch angeordnet, daß Kinkel nicht mit mechanischen Arbeiten, sondern mit schriftlichen Arbeiten für die Strafanstalt zu beschäftigen sey. Der von dem Minister verlangte Bericht ist nun in größter Vollständigkeit eingegangen, indem demselben auch das über Kinkel von dem Direktor der

Anstalt geführte ausführliche Tagebuch beigefügt ist, in welchem jede Aeußerung Kinkels und jedes mit demselben geführte Gespräch angeführt ist. Aus diesem Bericht und Tagebuch geht hervor, daß Kinkel die Besorgung der schriftlichen Arbeiten für die Strafanstalt selbst abgelehnt und sich aus dem Grunde für eine mechanische Arbeit entschieden hat, weil letztere ihm mehr Spielraum für seinen Geist gewähre, während durch Schreibereien derselbe einigermaßen abgestumpft würde. Der Direktor der Anstalt ertheilt Kinkel in Bezug auf dessen Haltung das beste Zeugniß und zeigt an, daß er demselben wegen dieser guten Aufführung nun noch eine Feierstunde zur Bewegung in freier Luft gewährt habe, welche Begünstigung Kinkel dankbar angenommen habe. Außerdem habe er ihm freigestellt, sich noch eine Gunst, welche das Gesetz zulasse, zu erbitten, worauf Kinkel gewünscht habe, jeden Sonntag seiner Familie schreiben zu dürfen. Die Erfüllung dieses Wunsches sey ihm sofort zugesagt worden. Zugleich sey Kinkel aufgefordert worden, jeden Wunsch zu äußern, und wenn die Gewährung desselben mit der Pflicht des Direktors nur irgend übereinstimme, so solle darauf Rücksicht genommen werden, indem man gerne geneigt sey, jede Schonung und Milde obwalten zu lassen. Schließlich führt der Direktor in Bezug auf die vielen entstellenden Nachrichten in den öffentlichen Blättern an, daß Kinkel selbst die Unwahrheit derselben bezeugen würde, indem er die ihm zu Theil werdenden zulässigen Rücksichten nicht verkennen könne.

Und vierzehn Tage später war zu lesen: Allen Denjenigen,

welche sich für das Schicksal Kinkels interessiren, können wir nunmehr die erfreuliche Nachricht geben, daß in der Behandlung desselben eine wesentliche Aenderung eingetreten ist. Er hat ein ordentliches Zimmer und die Erlaubniß erhalten, sich darin mit Arbeiten zu beschäftigen, die seinem Geschmacke und seinen Fähigkeiten entsprechen. Seine Verpflegung erhält er aus der Küche des Direktors.

Da war der Unwille groß unter allen Conservativen und unter allen Altliberalen über die Wühlerei der freisinnigen Presse durch falsche Nachrichten, und die Milde des Königs von Preußen wurde sehr gepriesen! Die Wahrheit war:

Kinkel war am 28. September in Rastatt sein Urtheil in der Art verkündet worden, daß er darin Nichts sehen konnte als eine Freiheitsstrafe, statt auf der Festung in einer Civilstrafanstalt zu erstehen. Wo? war ihm nicht gesagt worden. Wie wehe mußte es ihm thun, als man ihn weiter und immer weiter gegen Norden führte. Nach dem Gesetz war es dem gräulichsten Verbrecher vergönnt, wenn er vom Rheinland war, in den Gefängnissen des Rheinlands, in der Luft der Heimath seine Strafe zu verbüßen — er, der Rheinländer, wurde in den trüben kalten Norden, an den vom Rheinstrom entlegensten Rand der Monarchie verschleppt!

Bisher waren in Preußen nicht nur die politischen, sondern auch gemeine Verbrecher, wenn sie den höheren Ständen angehörten, meist auf die Festung gekommen. Die ehemaligen sogenannten Demagogen, die zum Tode verurtheilt worden, saßen nach ihrer Verurtheilung sehr anständig in den Festungen.

Wie war es Kinkel, wie mußte es ihm seyn, als er, er — die gräßliche Wirklichkeit des Zuchthauses in raffinirtester Gestalt plötzlich mit eisernen Armen sich umfassen sah, als ihm die kurze braune Hose, Jacke, Strümpfe und Schuhe nebst Kappe des Zuchthaussträflings übergeben, der Bart ihm abgeschoren, die Haare — er trug lange schwarze Locken — nach Zuchthausvorschrift kurz geschnitten wurden!

Dann wurde er hinabgeführt, einsam, in eine einsame Zelle unter der Erde. Das Fensterchen, das klein und hoch oben lag, berührte gerade die Oberfläche der Erde mit so schwachem Lichte, daß zum Schreiben am Tag eine Lampe gebraucht werden mußte. Da stand eine hölzerne Bank, ein Strohsack als Bett, ein Spulrad und ein Wasserkrug. Das war bleibender Hausrath. Die Lampe war zeitweise zum Gebrauch, und ihr Licht wurde entzogen, wenn die Arbeitsstunde vorbei war.

Alles das Seine war ihm abgenommen worden, selbst der Trauring. „Mein Sohn, sagte der Direktor, Du mußt — Kinkel wurde wie alle Sträflinge mit Du angeredet — Du mußt die Außenwelt vergessen und Ringe trägt man hier nicht."

Von Morgens halb sechs Uhr bis Abends acht Uhr mußte Kinkel fortwährend Wolle spulen in einsamer Zelle. Er erhielt sein Pensum wie jeder andere Züchtling, und wenn dies nicht Abends fertig gewesen wäre — so weiß man, was in einem Zuchthause darauf gefolgt wäre.

Der Zuchthausdirektor kann als Disciplinarstrafe jedem Gefangenen bis zu dreißig Hieben ertheilen lassen.

Wenn Kinkel körperliche Züchtigung nach der Ansicht des Direktors verdienen sollte, war derselbe angewiesen, erst beim Ministerium anzufragen; sonst aber sollte mit ihm kein Unterschied gegen die Anderen gemacht werden. Es wurde in Allem gegen ihn im besonderen Auftrage verfahren. Der Direktor in Naugardt stand mit dem Minister des Innern, von Manteuffel, wegen Kinkels in unmittelbarer Communikation.

Die Regierung von Pommern, als Oberbehörde der Naugardter Anstalt, gab Befehl, den Gefangenen auf eine angemessene Weise durch Schreiben zu beschäftigen. Trotzdem spulte Kinkel nach wie vor in der braunen Zuchthausjacke.

Da nach gesetzlichen Bestimmungen und dem Herkommen gemäß in der Anstalt, wie Jedermann wußte, der Gesichtspunkt festgehalten werden mußte, die Sträflinge auf eine angemessene Weise in Thätigkeit zu setzen, die königliche Regierung von Pommern diesen doppelten Gesichtspunkt in der Behandlung speziell für den Professor Kinkel in Erinnerung gebracht, aber man demselben nicht Folge geleistet hatte, so entstand sofort die gegründete Besorgniß, daß von anderer Seite her die Absicht gehegt werde, noch im Zuchthause außer dem Bereiche der sonst respectirten Oberbehörde gegen den Gefangenen sich besonderer Zuchtmittel zu bedienen. Man sagte sich: entweder hat der Direktor Schnuchel eigenmächtig den Befehl der Regierung nicht ausgeführt, oder der Minister des Innern, als oberster Vorgesetzter des Direktors, hat Diesem besondere Verhaltungsbefehle gegeben.

Schnuchel aber war ein Ehrenmann, streng bis auf den

äußersten Buchstaben seiner Verhaltungsbefehle, aber darüber hinaus nicht, ehrenhaft wie Sir Paulet, der strenge Hüter der schottischen Maria. Herr von Manteuffel dagegen war der Diener seines Königs und der Diener zweier zusammenwirkender Parteien, die in der neuen preußischen Zeitung unter Einem Dache wohnten.

Selbst der Arzt der Anstalt, der sonst nach eigenem Ermessen die Gefangenen zu besuchen Recht und Pflicht hatte, durfte nicht ohne Weiteres Kinkels Zelle betreten. Eine eigene Wache stand vor dieser Zelle. So sehr mit besonderer Vorsicht wurde Kinkel bewacht.

Ein Gutsbesitzer, dem das Geschick Kinkels warm am Herzen liegt, hatte gleich nach seiner Ankunft in Naugardt an denselben geschrieben und ihm seine kleine Bibliothek zur Disposition gestellt, in der einfachen Absicht, Kinkel durch den Gebrauch derselben in möglichen Mußestunden eine geistige Zerstreuung zu gewähren, bis es seinen Freunden in der Heimath mit der Zeit gelungen seyn würde, ihm eine größere und bessere literarische Auswahl zu beschaffen. Auf diesen an Kinkel selbst gerichteten Brief war folgendes Schreiben des Direktors der königlichen Straf- und Besserungsanstalt zu Naugardt die Antwort: „Der Strafgefangene Gottfried Kinkel kann in seiner jetzigen Lage von der ihm angebotenen Lektüre zur Zeit keinen Gebrauch machen, was ich Ew. ꝛc. auf die gefällige Zuschrift vom gestrigen Tage hiermit ganz ergebenst erwiedere."

Daß man die Welt zu überreden suchte, Kinkel werde aus der Küche des Direktors gespeist, während er in Wahr-

heit an der Gefangenenkost, einem schwarzen Breischlamm, so krank wurde, daß er vor Sodbrennen nicht schlafen konnte; daß man vor der Welt seine finstere unterirdische Zelle in ein bequemes Zimmer verwandelte — das sind nur gewöhnliche Praktiken einer verbrecherischen Politik; daß es Menschen gab, welche glaubten, Professor Kinkel habe freiwillig der Schreibstube und den damit verbundenen Vergünstigungen die Einzelhaft im Dunkeln und das Spulrad vorgezogen, dessen Woll-Staub und Geruch er einathmen mußte, dessen Faden ihm in die blutenden Finger schnitt — das beweist mit, was Alles die Leute glauben, wenn man es ihnen halb oder ganz offiziell vorsagt. Arg ist die Ironie, der Sarkasmus, der sich auf das Zeugniß eines solcher Qual preisgegebenen Gefangenen, daß es ihm wohl gehe, beruft; ärger ist, daß man so Etwas wagen durfte und daß es Glauben fand.

Ehemalige Demagogen, die jetzt in hohen Staatsämtern standen, konnten die Behandlung, die man von Oben dem Dichter widerfahren ließ, nicht ohne Scham ansehen. Von der Ostsee las man: Sämmtliche Hinrichtungen in Baden mögen vielleicht in unserer Provinz keinen größern Eindruck gemacht haben, als die Behandlung Kinkels mit den nahe liegenden Betrachtungen.

Kinkel der Meister in allerlei Kunst.

„Wie scharf ihr Spruch, wie blutig dieses Gesetzbuch sey, sie können mein Loos nicht gräßlicher machen, als es schon ist!"

So sprach Kinkel, von Naugardt nach Köln gebracht, am 2. Mai 1850 zu den Geschworenen.

Wer war der Mann, dem dieses gräßliche Loos in unterirdischer Einzelhaft am Spulrad bereitet wurde, auf lebenslang nach dem Urtheil?

Hören wir die Schilderung seines Freundes Theodor Althaus: „Wer, der den Dichter gekannt, konnte sich ihn in einer andern Welt denken als in der klaren, heitern Sonnenwelt, aus der seine ganze Natur recht wie geboren und genährt war! Ein helles Zimmer, kunstsinnig ausgeschmückt, froh belebte Gesellschaft und draußen eine anmuthige Landschaft mit warmen Farben um und im geliebten Rhein: das war die Umgebung, an der er sich so lange gefreut hatte, weil seine Natur sich da in ihrem Elemente fühlte. Und dann wo möglich Neueres und Schöneres, wenn das liebe Alte ausgenossen war. „Ich muß fort von hier," sagte er mir vor wenig Jahren in Bonn, „ich habe diese Gegend nun ausgesehen; erst wenn ich ein paar Stunden weit laufe, sehe ich wieder Formen und Farbentöne." Sein dichterisches Schaffen ist nicht jenes Versenken in die unergründlichen Schachte des Innern, aus denen die melancholischen Naturen oft so blaß und tiefsinnig wieder mit ihren äußerlich unscheinbaren Schätzen zur Oberwelt steigen; nein, er braucht dazu unabläßig Aug und Ohr und den ganzen Reichthum neuer Anschauungen des bunten Lebens, und frische Anregungen, aus diesem immer wieder ergänzten Stoffe seine Bilder zu wählen. Seine Natur gehört nicht zu den vulkanischen, sie

ist eine neptunische, wie die Göthe's, der sich darum „ein Kind des Friedens" nannte."

Dieser Schöpfer der schönsten Lieder, der farbenreichsten und wundersamsten Naturdichtung, die seit Shakespeare's Venus und Adonis gedichtet ward, der Sänger der Dichtung Otto der Schütz, die wegen der Tiefe und Innigkeit der Empfindung und des lieblichsten Wohllauts der Sprache von dem Urtheil aller Parteien eine Perle in der deutschen Literatur genannt worden ist; der Schöpfer jener zarten Gemälde, wie sie in seinen Mährchen und Erzählungen uns erfreuen — der war es, der jetzt in ewigem Zuchthaus verkümmern, dessen Auge kein Menschenangesicht, den Himmel und den Frühling nicht mehr sehen sollte.

Er war aber auch ein Meister in der Kunstgeschichte. Darum schrieb auch ein conservativer, aller Politik fremder Kunstfreund bei der Nachricht, daß Kinkel nicht zum Tode verurtheilt worden: „Den Freunden der Kunst und ihrer Geschichte ist eine große Beklemmung vom Herzen genommen. Der königliche Freund und Gönner der Künste müsse unsers dreifachen Dankes sicher seyn, wenn er dem Talent doch wohl eine glimpfliche Muße gönnt in seinem Beruf, dessen er wie Wenige mächtig ist; diesem von Schönheit trunkenen Auge, diesem von Wahrheitsdurst und Freiheitslust glühenden Geist, der, wie die edelsten seiner Freunde, geglaubt: es sey genug gesprochen, es müsse gehandelt werden, die kunstreiche Feder wegwarf und die Büchse ergriff, um an die Stelle veralteter Bildung eine neue Schöpfung setzen zu hel-

sey. Er gebe uns die Fortsetzung seiner meisterhaften Kunstgeschichte!"

So hofften die Kunstfreunde von Einem, der um seine Liebe zur Kunst sich preisen ließ, für den Meister der Kunst. Der Erstere aber überließ den Letztern der Pein des Zuchthauses.

Warum?

Dr. F. Strauß hat vor zwei Jahren die Briefe Chr. D. Schubarts mit Einleitungen herausgegeben: ein zweischneidiges Buch, worin das System des Despotismus in Charakterbildern vorübergeht. Die Spitze der Peiniger Schubarts Bildet darin der Herzog, dann kommen seine eben so geschickten als willfährigen Werkzeuge. Sie peinigten den Dichter, Zeitungsschreiber und frühern Theologen Schubart, als wollten sie ihm „die Seele aus dem Leibe graben". Der Despotismus, der Schubart peinigte, hatte diese Peinigungen ordentlich in ein System gebracht. Der Herzog that, als wäre es ihm um einen pädagogischen Plan, um die Correktion des unkirchlichen Schubart zu thun, der gepeinigt werden müsse, weil er auf Irrwegen sey. Mit raffinirter Grausamkeit verfuhr er, alle Bitten für Schubart bestärkten ihn nur darin und machten auf ihn nur den Eindruck süßer Machtvollkommenheit. Jahrelang durfte der Gefangene Frau und Kinder nicht einmal sehen. „Er finde es nicht für gut, sagte der Herzog, daß Angehörige mit ihm sprechen." „Hier stoßen wir,

sagt Strauß, auf den nackten, kahlen Steinboden des Despotismus, der im Versagen sich das Gefühl seiner Machtvollkommenheit gibt, der in unendlicher Rache für die mindeste Verletzung den unendlichen Werth der allerhöchsten Person zu bethätigen glaubt." Der Pietismus nahm Schubart in die christlich pädagogische Bearbeitung, nach einem pietistischen Erziehungsplan, aber spulen, die Zuchthausjacke tragen, das mußte er nicht. Der Herzog hatte zu viel Geist und zu viel Achtung vor der Wissenschaft und der Kunst, vor jeder Erscheinung des Geistes, um sie in einem ihrer Priester erniedrigen zu wollen und sich selbst zu verunehren.

Man hat eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit zwischen dem Schicksal Schubarts und dem Schicksal Kinkels gefunden, namentlich darin, weil, wie bei dem Erstern, so auch bei dem Letztern weder Zuchtmeister und Gefängnißvorstand noch Minister an dem gräßlichen Loose des Gefangenen irgend Etwas ändern oder mildern konnte und eine allerhöchste unverantwortliche Person sich selbst die Bestrafung des ehemaligen Theologen vorbehalten hatte.

Auch Kinkel war Dichter, Zeitungsschreiber und ehemaliger Theolog. Zuerst reizte er die ultramontane Partei gegen sich. In dem Hause des sehr frommen Bethman-Holweg hatte Kinkel seine Frau kennen gelernt. Sie war Katholikin und mit einem katholischen Gatten vermählt in dem katholischen Köln. Sie hatte sich zwar nach kürzester Zeit von diesem getrennt, war aber als Katholikin nicht gesetzlich geschieden worden, nicht frei. Gerade in der Zeit, in welcher die Ultramontanen gegen

die gemischten Ehen mit Kreuz und Fahne zu Felde zogen und besonders Rheinland und Westphalen bewegten, trat die edle geistvolle Frau, als Dichterin und Componistin bekannt, als Letztere unter dem Namen F. Mathieu, unter Kinkels Einfluß aus dem Schooß der katholischen Kirche aus. Die Scheidung erfolgte und später die Vermählung mit Kinkel. Die ganze Kölner und Bonner katholische Theologie kochte wider diese Verbindung von Feuereifer und Rache.

Aber auch die protestantische Orthodoxie war auf ihn erbittert: er hatte offen nicht blos die Theologie mit der Aesthetik vertauscht, sondern auch die Religion des Dogma mit der Religion des Geistes, das Christenthum der Consistorialkirche mit dem Christenthum der ursprünglichen Lauterkeit und der liebevollen That. Er hatte sie merken lassen, daß er ihre orthodoxe Theologie für eine dürre Haide, die Berliner Frömmigkeit für eine gottlose Heuchelei und den preußischen Pietismus für einen künstlich gepflegten Sumpf halte, aus welchem trübe, wüste Dünste steigen, das allerfreuende Licht des Geistes zu umnebeln, und gesunde Herzen siech und matt zu machen, damit eine Minderheit ungenirt sich's auf Kosten Aller wohl seyn lasse. So hatte er auch unter den Protestanten den Pharisäismus und die Bornirtheit, dieses Doppeljoch der Orthodoxie, und ihren ganzen Haß wider sich.

Man las öffentlich: Welche Partei in der Behandlung Kinkels ihre Hand im Spiele hat, mag Folgendes andeuten: Eine sehr nahe Verwandte Kinkels, im Verein mit dem bekannten Pastor K. aus D., der zu den eifrigsten Mitgliedern

der Gerlach'schen Schule gehört, hatte, wie dies auch die Zeitungen meldeten, sich viel um Kinkels Schicksal bekümmert, als er noch in Rastatt war. In welchem Sinne dies geschah, erklärt uns ein Brief, den diese fromme Verwandte kürzlich der trostlosen Gattin Kinkels schrieb, worin sie ihre Freude ausdrückt, daß über Kinkel ein solches Schicksal und solche Strafe gekommen sey, indem nun seine Seele gerettet werden könne!

Die Partei der Finsterlinge ging und geht Hand in Hand mit dem Absolutismus. Der Absolutismus war aus mehr als einem Grund voll Groll und Gift auf Kinkel.

Kinkel war vor ein paar Jahren noch aufrichtiger Royalist gewesen. Sein ganzes politisches Streben war ein constitutionelles, ja ein conservatives gewesen, und so weit er da politisirte, auch wenn es weiter gegangen wäre als es ging, man hätte es dem Poeten und Aesthetiker zu gute gehalten. Seine Treue gegen Vernunft und Freiheit war in ihm aber eben so groß als seine Liebe zur freien gesunden Natur, und beide ließen ihn das alte System bald genug als den unversöhnlichen Feind der Vernunft, der Freiheit und der Natur erkennen. Er selbst hatte das Darben gründlich und lange gelernt, und Staat und Kirche, wie sie bisher waren, hatten sich mit giftigem Hauch über sein eigenes Jugendleben gelegt, sein schönstes Glück verbittert. Die Noth der Armuth zu lösen, sagt einer seiner Freunde, strebte er von Anfang an, die Thränen zu trocknen, welche die Herrschaft des Kapitals den Glücklichen auspreßt, welche noch weinen können. Bei den

politischen Pharisäern und Schriftgelehrten und ihrem Geld fand er kein Mitleid, keine Gnade für seine Schützlinge. Da glaubte er mit seinem poetischen Herzen an die Monarchie, an die Obrigkeit von Gottes Gnaden. Er glaubte, dem König, der so hoch über Allen stehe, sey der Geringste so viel als der Höchste; er werde, er müsse Hülfe bringen.

Sein Traum währte kurze Zeit. Schon vor der Revolution stand es in ihm fest, es sey für das Volk keine andere Hülfe als bei ihm selber.

Und nun brach der Julithron in Paris donnernd zusammen, und wieder einmal machte das große Lied Rouget's de Lisle die Runde durch Europa!

Da blieb auch Gottfried Kinkel nicht zurück: er wurde der begeisterte Prophet der neuen Zeit, der Savonarola des gereinigten Laien-Evangeliums, des Socialismus. Wie oft hatte ihm die Tiber zu Rom die alten Freiheitslieder in das begeisterte Dichterherz hineingerauscht und ihm gesungen von der Schmach der Sklaverei! Wie oft horchte er dem alten Rhein, als er an seine Ufer zurückgekehrt war; er verstand wohl die Deutung seines zornigen Murrens! Und was ihn die Wellen der beiden Freiheitsströme gelehrt hatten, das sang er nun mit feurigen Worten im Rheinthal, und wurde nicht müde, wieder und wieder das Volk zu ermahnen, treu auszuharren und durch kein Mißgeschick, keine Niederlage sich abschrecken zu lassen von der alleinseligmachenden Göttin der Freiheit.

Seine Thätigkeit in Bonn war natürlich höchst angestrengt

und umfassend. Er war der Präsident des demokratischen Clubbs, er redigirte ein radikal-demokratisches Blatt, die neue Bonner Zeitung, er hielt endlich fortwährend längere Vorträge in dem Handwerksverein seiner Stadt. Er sowohl wie seine Frau waren Anfeindungen aller Art, wie sie der Partei der Kölnischen Zeitung eigenthümlich sind, ausgesetzt, er hatte außerdem mit den Sorgen des Lebens zu kämpfen, aber niemals hat er verzagt, immer noch konnte er reichen Trost, konnte er Muth ausspenden von der Summe, welche er in den Conflikten seines Lebens gesammelt hatte.

Er hat am Rhein in jenem Sommer vorzüglich dazu beigetragen, daß die Parteien sich scharf sonderten und nicht diese mildherzigen Coalitionen stattfanden, welche jede Energie unmöglich machen und nur zu Halbheiten führen können.

Im Herbst wählte ihn sein Verein zu dem Berliner demokratischen Congreß, auf dessen Linken er Alles versucht hat, um ein gutes Resultat zu erreichen. Bald darauf begannen die Novemberstürme, und Kinkel eilte zurück in seine Heimath, um nicht fern zu seyn, wenn es vielleicht galt, den letzten Kampf auszufechten. Er hoffte, aber er betrog sich, wie so Viele, und zwei Prozesse wegen Beleidigung des königlich preußischen herrlichen Kriegsheeres und versuchten Aufruhrs waren seine November-Errungenschaften.

Im Frühjahr endlich wurde sein muthiges Streben belohnt: das Vertrauen des Volks schickte ihn als Abgeordneten der zweiten Kammer nach Berlin. Hier hat er denn treu gewirkt, und sein schönes Wort, welches er der tobenden Rechten zu-

warf: „den Hunger, den Geist, das Proletariat werden wir gegen Euch in den Kampf führen!“ es ist aller Orten auf einen fruchtbringenden Boden gefallen, und wenn die Zeit der Schnitter kommt, wird es mächtigen Antheil an der Ernte haben. So schrieb ein Freund im Leuchtthurm.

In der Nationalversammlung in Berlin hatte er durch sein freies Auftreten nach einer Seite hin tödtlich verletzt. Von der Rednerbühne hatte er dort, nach dem Ausdruck eines andern seiner Freunde, stolz und kurz erklärt: daß er unter dem Donner der Junischlacht die rothe, demokratisch-sociale Republik verkündet; und es waren von ihm dort, schon ehe die Pfalz sich rührte, jene drohenden Worte vom Kampf auf Leben und Tod gesprochen worden, welche nachher den „Bluthunden der Reaction“ zur Losung dienten, seinen Tod zu fordern — jene Schlußworte: „Siegen wir, dann wehe Euch! keine Gnade!“

Sein Freund (Th. Althaus) sagt von ihm: „Die Revolution griff ihm mitten in das Herz des gesunden Menschen, des ganzen Mannes hinein, und wie Sophokles und Aeschylus in ihrer olympisch reinen Harmonie auch Krieger und Feldherren waren, so fühlte der männliche Dichter, eben weil er zur höchsten Harmonie in seinen Schöpfungen strebt, auch den Nerv der That in sich zucken, und folgte jener Allgewalt der Begeisterung, von der er so oft gesungen, endlich auch selbst im Leben. Freier Staat und freie Gesellschaft waren seine Theorie.

Hatte nicht vor einem halben Jahrhundert schon Hölderlin

aus den Griechen und ihren deutschen Nachfolgern das Geheimniß gelesen: „Die neue Theokratie des Schönen kann nur Raum finden in einem Freistaat!" Was hat der moderne Dichter vor unseren Classikern denn als sein Eigenstes voraus, wenn nicht eben dies: daß er sich als **Bürger** fühlt und jene irdische Heimath seiner Kunst mit erobern hilft! Mit solchen Gedanken ist Kinkel in die Revolution gegangen, an dies höchste und letzte Gut hat er sein Alles gesetzt — nicht aber als fahrender Poet und Aventurier, nicht wie ein Belletrist ein Abenteuer versucht, um nachher einen Roman darüber schreiben zu können.

Mit allen Schätzen seines Talents und Charakters, an denen bisher die gebildete Gesellschaft von Bonn sich erfreut hatte, trat er nun mitten unter das Volk wie in eine neue und doch heimathliche Welt. Seine Lust am Schauen und Beobachten aller Individualität und seine ursprüngliche Liebe zum rheinischen Volkscharakter hatten ihm lange, ehe er an eine solche Wirksamkeit dachte, alle Mittel zu ihr gesammelt; mit leichter Sicherheit traf er den Ton und die Wünsche des Handwerkers wie der Bauern und Proletarier. Diese Klassen waren es, welche bald in ihm ihren Führer verehrten und deren Stimmen ihn später zum Deputirten wählten. Was waren die studentisch herkömmlichen Fackelzüge gegen das heitere improvisirte Geleit, wenn diese neuen Freunde ihn mit frisch abgebrochenen grünen Zweigen auf der Heimkehr von einem Spaziergang oder aus einem ländlichen demokratischen Verein in ihrer Mitte triumphirend nach Hause begleiteten!"

Er schrieb damals ein kleines Buch: „Handwerk, errette dich!“ Von dem sagt der Leuchtthurm:

Als Social-Schriftsteller hat er vielfach praktisch gewirkt. Man kann der entschiedenste Gegner der Ansichten seyn, welche er in dem Büchlein „Handwerk, errette dich“ ausspricht, und doch muß man bewundernd auf die thätige Liebe des herrlichen Mannes für die ärmeren Brüder sehen. Sein großes Talent einer faßlichen populären Schreibart, die Innigkeit, mit welcher er seinen Stoff behandelt, macht seine Schrift wahrhaft würdig, in den Händen jedes denkenden Handwerkers zu seyn.

Theodor Althaus sagt davon:

„Sein Socialismus ist im edlen Sinne conservativ. Seine ganze Natur protestirte gegen die öden Systeme des uniformirten büreaukratischen Communismus und der destruktiven Gleichmacherei, unter der das ewige Naturrecht der Individualität verschwindet. — Den Einzelnen und die durch freie Neigung zu gleicher Arbeit verbundenen Genossenschaften ruft er zu eigener Thätigkeit auf: „Handwerk, errette dich selbst!“ Sein socialistisches Ideal in dieser Sphäre ist ein freier Organismus, dessen Gesetze die Selbstständigkeit des Individuums, die höchste Ausbildung aller Arbeitskräfte und jedes Handwerks in seiner Eigenthümlichkeit zum Zweck haben. Der Handwerker soll auf eigenen Füßen stehen, statt von den fabrikmäßigen Spekulationen des Kapitals, wie jetzt, ausgebeutet und erdrückt zu werden. Die sociale Gesetzgebung soll es ihm möglich machen, ein Haus und eine Familie zu gründen, ein

Meister und Lehrer seines Handwerks, statt ein entreprenirender Kapitalist zu werden. Erst von ihr hofft der Dichter dann eine Wiedergeburt der einzigen edlen Erscheinung der mittelalterlichen Zustände: daß das Handwerk, so weit es seiner Natur gegönnt ist, hinüberreiche in die höhere künstlerische Thätigkeit und so der Gipfel dieser Lebensgestalt in die Lichtregion des Geistes und der Schönheit erhoben werde. Aber eben weil nicht alle Arbeit dieses Adels in ihrer Eigenthümlichkeit fähig ist, muß Allen der Stolz der republikanischen Freiheit, der geistigen Bildung und die Fähigkeit zum Erkennen und Genuß des Schönen erreichbar gemacht werden, damit auch der Geringste dann seines menschlichen Adels so froh werde, wie jetzt sein Pariathum ihm die Seele zum Staube drückt.

Ueber das rasche Werden dieser neuen Welt haben wir Alle uns seit dem März wohl mehr als einmal getäuscht; wer wollte es dem Dichter verargen, wenn seine Phantasie seine Hoffnungen bestimmte! Auf den Höhen seiner Anschauung, wo er nur große historische Gestalten sah, zog auch die Gestalt eines mächtigen Führers ihm vorüber, als er sang:

„Wenn erst um uns die Pulverwolken nachten:
Dann kommt der Eine, der befehlen kann!“

Die deutsche Geschichte war ärmer; mit bitteren Gefühlen mochte Kinkel sich dieser Worte erinnern, als die ganze Revolution zuletzt scheiterte, weil der Eine fehlte, der befehlen kann.

Seine Feinde begreifen das ganze Gewicht, welches Kin=

kel in die Wagschale der Revolution warf. Durch politische Kenntnisse und parlamentarische Beredtsamkeit sind ihnen Andere gefährlicher gewesen als er; daß aber ein Dichter, daß eine Persönlichkeit, die so edle aristokratische Eigenschaften glänzend in sich vereinigte, unter die rothe Fahne trat, das verschmerzen sie schwer. Denn auch der regelmäßige Trost der Verdächtigung ist ihnen abgeschnitten; Niemand glaubt an unlautere oder kleinliche Motive, wo er ein solches Opfer der Ueberzeugung gebracht sieht, wo ein Staatsamt, eine sichere Existenz, ein ganzes beneidenswerthes Glück ohne Hoffnung auf persönlichen Gewinn an eine schwankende, gefährdete Sache gesetzt wird. Die Rache ist um so unerbittlicher, je mehr der Märtyrer eine allgemeine Anerkennung und Theilnahme in der gebildeten Nation und nicht blos innerhalb einer politischen Partei findet. Er wird dann nicht nur für Das gestraft, was er that, sondern auch für Das, was er ist. Diese Art der Rache hat Methode, denn freilich wirkte er auch nicht blos mit seinem Thun, sondern mit seiner ganzen Persönlichkeit.

So brachten sie Kinkel nach Naugardt und entehrten sich selbst, während sie ihn zu erniedrigen glaubten."

Stimmen aus der Presse.

Die ganze Presse trat von Zeit zu Zeit für den mißhandelten Dichter in die Schranken, am nachdruckvollsten die gewiß conservative Augsburger allgemeine Zeitung, in Betreff

des Rechtspunktes, in Betreff des Unerhörten, wodurch eine durch das Gericht ausgesprochene Festungsstrafe im Gnadenweg zu ewigem Zuchthaus mit Einzelhaft und Spulrad verschärft wurde. „Der Tag der Eidesleistung in Preußen, sagte sie, ist vorübergegangen, ohne daß die von Vielen erwartete Amnestie eingetroffen wäre. Hannover hat eine solche zu Gunsten der vom badischen Feldzug rückkehrenden Minderbetheiligten erlassen. Auch die Strafmilderungen, welche aus jenem Staate bekannt geworden sind, lassen das Verfahren der preußischen Regierung gegen den beliebten deutschen Dichter doppelt contrastirend erscheinen. Zwar haben die Regierungsorgane das gegen Gottfried Kinkel erlassene Urtheil als ein besonders mildes darzustellen gesucht, aber für Alle, die mit der wahren Sachlage vertraut sind, steht es fest, daß gerade dies Urtheil verhältnißmäßig das härteste ist, das in Baden überhaupt gesprochen wurde. Gestatten Sie mir, in dem Blatte, das den badischen Aufstand, während er drohte, auf's Heftigste bekämpft hatte, ein Wort der Theilnahme für eines seiner Opfer aussprechen zu dürfen. Alle in Baden vollzogenen Todesurtheile trafen Personen, welche entweder ein Commando übernommen, oder irgend einen Terrorismus, Erpressungen und dergl. ausgeübt hatten. Nichts von diesem konnte Kinkel zur Last gelegt werden. Aus seinen Akten ging nur hervor, daß er eilf Tage lang als Gemeiner unter den Freischaaren gedient hatte. In dem badischen Gesetzbuch, nach welchem man anfangs die Absicht hatte, alle Gefangenen richten zu lassen, heißt es ausdrücklich: „Wer während der Dauer des

Kriegszustandes bewaffnet an einem Angriff oder Widerstand gegen die gesetzliche Autorität Antheil nimmt, wird standrechtlich mit dem Tode, oder bei minderer Betheiligung mit Zuchthaus von 10 Jahren bestraft.“ Es war nun klar, daß der Ausdruck „mindere Betheiligung“ auf Kinkel Anwendung fand. Er hatte schon beim Beginn des Gefechts die Schußwunde empfangen, die ihn hors de combat setzte. Er war nicht Militärperson, hatte folglich keinen Fahneneid verletzt. Er lieferte ferner den Beweis, daß er von der Erklärung des Kriegszustandes, also vom standrechtlichen Verfahren gegen die Insurgenten, keine Kunde hatte noch haben konnte, da erst am Tage nach seiner Gefangenschaft in der Gegend, wo diese stattfand, das Standrecht proklamirt wurde.

Nach dem Kriegsrecht war dem Gefangenen ein Vertheidiger, Dr. Hepp, ein junger badischer Auditeur, beigegeben worden. Dieser faßte wohl die Vortheile in's Auge, welche das badische Gerichtsverfahren seinem Clienten bot. Wollte man Kinkel erschießen, so sah man sich genöthigt, consequenter Weise alle die Tausende von Gefangenen zu tödten, die volle vier Wochen nach ihm noch die Waffen getragen hatten; und wenn man über einen gemeinen Wehrmann die Todesstrafe verhängte, mit welchen Strafen wollte man dann die Oberoffiziere belegen? Man ließ den gefangenen Kinkel vom 29. Juli bis zum 4. August eine Menge langer Verhöre bestehen, und der Inquirent hielt hartnäckig an der Ansicht fest, daß Kinkel nicht Gemeiner, sondern Führer gewesen seyn müsse. Indeß alle Beweise, die man sich mit großer Mühe dafür beizubringen

bestrebte, waren nicht stichhaltig. Je länger die Untersuchung fortgeführt ward, um so unzweifelhafter stellte sich's heraus, daß Kinkel wirklich nur als gemeiner Wehrmann gedient hatte. Es war dies ein ächter Charakterzug des Dichters, gegenüber der Erscheinung, daß zahllose erbärmliche Gesellen sich bei solchen Gelegenheiten vordrängen und sich durch Anführerstellen das Recht zu erkaufen suchen, sich nie in Gefahr zu stürzen.

Unmittelbar vor dem Zusammentritt des Kriegsgerichts wurde dem Dr. Hepp angezeigt, daß sich die preußischen Militär-Behörden veranlaßt gefunden haben, statt des badischen Gesetzbuchs das preußische Landrecht dem Verfahren gegen Kinkel zu Grunde zu legen. Dies war ein harter Schlag, besonders da er so nahe vor dem entscheidenden Augenblick geführt wurde. Nicht blos, daß das preußische Landrecht strengere Strafen bedingte, es widersprach auch in einzelnen Paragraphen dem badischen Gesetzbuch, in welches Kinkel sich eben mühsam hineingearbeitet und seine Vertheidigung darauf basirt hatte. Dennoch fand sich auch hier ein Paragraph, welcher dem Vertheidiger einen günstigen Anhaltspunkt verlieh; es heißt darin ungefähr so: „Wenn (durch das Verbrechen der Rebellion) dem Staate kein erheblicher Schaden zugefügt worden ist, so soll die Todesstrafe in entsprechende Gefängnißstrafe umgewandelt werden.“ Hier war nun nicht schwer zu beweisen, daß Kinkel durch seine Theilnahme an der badischen Insurrection dem preußischen Staate allerdings keinen erheblichen Schaden zugefügt hatte, folglich der Paragraph, demzufolge die Todesstrafe umgewandelt werden sollte, auf ihn anwendbar war.

Kinkel, der als Redner berühmt ist, hatte auf seine Richter einen günstigen Eindruck gemacht. Er war längst gefaßt auf jedes, auch das dunkelste Loos, und hielt also in seiner Vertheidigungsrede die richtige Mitte, indem sie weder an Trotz noch an Selbsterniedrigung streifte. Er benützte diesen Anlaß, um seine Ansichten in ruhiger klarer Weise zu entwickeln, und wenn auch seine Richter seine Prinzipien verwarfen, verwerfen mußten, so erschienen ihnen wenigstens Kinkels Motive, und der Muth, mit dem er sich im Angesicht des Todes zu ihnen bekannte, ehrenhaft. Kinkels Richtung ist überdieß milder, als sie dem Rufe nach galt: man hatte ihn, den Girondisten, zum Terroristen gestempelt; ein Irrthum, der durch sein persönliches Erscheinen bald zerstreut wurde.

Die Militärpersonen, aus denen das Kriegsgericht zusammengesetzt war, sollen hinsichtlich Kinkels sehr strenge Instructionen gehabt haben; da aber das letzte Wort dem Angeklagten gehörte und sie unmittelbar nach dem Eindruck seiner Vertheidigung das Urtheil sprechen mußten, so überwog vielleicht dieser Eindruck den frühern Beschluß. Nach den vorliegenden Akten und dem unzweideutigen Ausspruch des preußischen Landrechts konnte kein Todesurtheil gefällt werden. Noch weniger ließ die Stimmung des Moments es zu, einen Mann von dem würdevollen Betragen Kinkels zu einer entehrenden Strafe zu verurtheilen. Die Richter erkannten auf lebenslängliche Festungshaft und motivirten die Härte dieses Urtheils dadurch, daß sie auf Kinkels Bildungsstufe und Stellung im Staate hinwiesen, welche seinen Handlungen ein

größeres Strafmaß vindicirten, als einem andern Menschen für die nämliche That gebühre. Kinkels Freunde meinen, daß mit der Zurechnungsfähigkeit des Bestraften auch seine Fähigkeit wachse, die Strafe zehnfach bitter zu empfinden.

Der Urtheilsspruch war Denjenigen, die sich besonders dafür interessirten, sehr rasch bekannt geworden. Kinkel selbst sagte scherzend zu Jemanden, der ihn im Kerker besuchte: „Wißt Ihr, warum Ihr mich beim besten Willen nicht zum Tode verurtheilen konntet? Vor einem Jahr am 4. August wurde in beiden Nationalversammlungen zu Frankfurt und Berlin am selben Tage, fast zur selben Stunde mit ungeheurer Majorität die Abschaffung der Todesstrafe beschlossen. In diesem Jahr am 4. August stand zu dieser selben Stunde ein Dichter, der ebenfalls gegen die Todesstrafe eines seiner besten Lieder geschleudert, auf Tod und Leben verklagt, vor Euern Schranken. Die Geister dieses Tages waren zu mächtig, und am 4. August konntet Ihr darum kein Todesurtheil über die Lippen bringen."

Die Freunde des Dichters trösteten sich mit dem Gedanken, daß gerade die unverhältnißmäßige Schwere des Urtheils um so eher eine Abkürzung erwarten ließe. Man sagte sich: Gegen 11 Tage Freischaarendienstes hat Kinkel zwölf volle Jahre redlichen Staatsdienstes, angespannter und nicht bezahlter Mühsal zu setzen, Hunderte, ja man kann frischweg in die Tausende zählen, von Schülern und Zuhörern, die er für den Staatsdienst oder eine edle Stellung in der menschlichen Gesellschaft gebildet hatte. Man glaubte, dies werde eine gute

Ausgleichung für seine Wagschaale geben. Da die Urtheilsbestätigung so lange ausblieb, erschien dies aus obigen Gründen den Rheinländern als ein günstiges Zeichen, und man erwartete mit Sicherheit die Begnadigung des viel Beklagten.

Als sich das Gerücht verbreitete, es werde im Gegentheil deßhalb mit der Bestätigung gezögert, weil dem General von Hirschfeld lebenslängliche Gefangenschaft noch zu mild erscheine, so hielt man dies so lange für ein Hirngespinnst der demokratischen Partei, bis die offizielle Erklärung, die aus dem Hauptquartier zu Freiburg erlassen wurde, jeden Zweifel löste. Es war wirklich beschlossen: ein kriegsrechtliches Urtheil sollte wieder umgestoßen und der Gefangene vor strengere Richter gestellt werden. Eine lange dumpfe Zeit der Erwartung ward endlich durch die Kunde unterbrochen: der König von Preußen habe das Urtheil gegen Kinkel „aus Gnaden" bestätigt.

Warum das Urtheil des Kriegsgerichts ungesetzlich sey, ist nirgends zu beweisen versucht, auch wird über die Verschärfung der Festungsstrafe in Zuchthaus nur leise hinweggegangen, als ob dies ein ganz gleichgültiger Umstand wäre. Wir wollen einmal einige der gesprochenen Urtheile vergleichend neben einander stellen.

Kinkel, Gemeiner in einer Freischaar, wird mit lebenslänglicher Zuchthaushaft bestraft; von Corvin, Chef des Generalstabs in Rastatt, dessen sämmtliche Rapporte bei den Akten liegen, der Beschießung Ludwigshafens dringend verdächtig, erhält zehn Jahre Freiheitsstrafe. Dem in den Zeitungen

abgedruckten Briefe eines Bonners, Anton Toups, zufolge, welcher einen Monat länger als Kinkel in Baden die Waffen trug, ist derselbe zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt und wird in seinem eigenen Fach mit Schneiderarbeit beschäftigt. Täglich passirten sogenannte Minderbetheiligte, welche nach Schluß der Untersuchungshaft in ihre Heimath entlassen wurden, durch die rheinischen Städte, sich in den Häusern der bekannten Demokraten einen Zehrpfennig erbittend. Mit Recht fragt der Rheinländer, was für eine Norm bei der Bestrafung eigentlich vorgewaltet habe, und kann es mit seinen Rechtsbegriffen nicht vereinigen, daß das größere Talent und der (bei aller Verblendung des Augenblicks) unläugbar edlere Charakter eine höhere Strafbarkeit bedingten.

General von Hirschfeld soll gesagt haben: wenn „ein Kinkel" der Todesstrafe entgehe, so könne er es ferner nicht mit seinem Gewissen vereinigen, überhaupt noch ein Todesurtheil zu unterzeichnen, und diesen Ausspruch druckten alle Regierungsorgane ab. „Ein Kinkel!" Was soll damit gesagt seyn? Erst müßte doch nachgewiesen werden, was ein Kinkel denn eigentlich außer dem durch die Akten erwiesenen eilftägigen Freischaarendienst Strafbares gethan habe. Für seine Opposition gegen die Vermehrung des stehenden Heeres in der zweiten Kammer, wo er im Winter 1849 als Abgeordneter unverletzlich war, durfte er nicht ein halbes Jahr später von dem Standgerichte in Baden gestraft werden. Hatte er in seiner Heimath als Agitator die Schranke des Gesetzes übertreten, so würde dies der Polizei schwerlich entgangen seyn und sie hätte ihn vor

die dortigen Gerichte gestellt. Es blieb also kein anderes Motiv, diesen Mann strenger zu richten denn die gemeinen Freischärler, als indem man in Betracht zog, was Kinkel gethan haben würde, wenn er Anführer gewesen wäre. Hier wollen wir die politische Richtung des Mannes, den wir als Dichter und Menschen hochstellen, nicht wegläugnen. Er hat dieselbe vor dem Kriegsgericht nicht verläugnet; wenn er schon hinzufügte: „Die Ehre und Größe meines Vaterlandes ist mir theurer als meine Staatsideale. Gelingt es unsern Gegnern eher und besser als uns, die Einheit Deutschlands zu schaffen, so werde ich der Erste seyn, der sich darüber freut."

Wir kommen nun zu der Umwandlung des Erkenntnisses, welche viel bedeutendere Folgen nach sich zog, als es dem minder Unterrichteten auf den ersten Blick erscheint. Abgesehen davon, daß die Verschärfung eines einmal gesprochenen Urtheils etwas Unerhörtes ist, abgesehen von dem Entehrenden, das die Zuchthausstrafe mit sich bringt und das dem Aufenthalt auf der Festung nicht anklebt, wollen wir nur die Eine Consequenz in's Auge fassen, welche diese Strafumwandlung mit sich führte. Dem Sträfling Kinkel wurde auf sein Gesuch, statt des Wollespinnens sich mit geistiger Arbeit, namentlich mit der Vollendung seiner „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern", zu beschäftigen, von dem Minister des Innern erwiedert: daß die Gesetze des Zuchthauses dieses nicht zulassen, denen zufolge der Sträfling während der ganzen Dauer seiner Strafzeit ununterbrochen Zwangsarbeit zu verrichten habe.

Man stelle sich das Loos eines denkenden Menschen vor, der erst 34 Jahre alt, phantasiereich, und als Dichter von einem dreifach gesteigerten Empfindungsvermögen beseelt ist, mit keiner Aussicht auf jemalige Aenderung, Tag um Tag Wolle spinnend, oder zu eben so geisttödtenden Arbeiten verdammt! . . . .

Ein in der Nationalzeitung erschienener Aufsatz: „Zwei gefangene deutsche Dichter" betitelt, zog eine Parallele zwischen dem im vorigen Jahrhundert gefangenen Chr. Fr. Dan. Schubart und dem in Naugardt eingekerkerten Kinkel. Wenn auch die Absichten bei Behandlung des Letztern dieselben seyn mögen, so vergißt man doch bei dieser geistlichen Kur, daß der Erfolg eben so verschieden seyn muß, als die Charaktere der beiden Dichter contrastiren, an denen das Experiment angewendet ward. Schubart war ein Mann von ungeregelter Lebensweise und ungebändigten Leidenschaften. Sein schrankenloser, aber unklarer Geist schwankte beständig zwischen dem blinden Autoritätsglauben und der prickelnden Sucht, alles Kirchliche zu verhöhnen. Er hatte schwere Unsittlichkeiten zu bereuen, und ein Sünder auf diesem Gebiet ist stets am leichtesten geneigt, sich der Pietisterei in die Arme zu werfen. Anders Kinkel, der bei einem strengen, durch Arbeit und Mäßigkeit erhärteten Lebenswandel auf dem rein wissenschaftlichen Wege der Forschung ohne alle Frivolität von der übertrieben mystischen Richtung seiner früheren Jahre abkam. Es wird um so schwerer seyn, den kühlen, ruhigen Verstand dieses Mannes in auf einmal verlassene Bahnen wieder zurückzulenken, da er

zwar von den äußeren kirchlichen Formen, wie von manchem Dogma, aber keineswegs vom Christenthum los ist. Man sieht wenigstens, daß die orthodoxen Geistlichen, die sich mit einem Selbsttheologen und Bibelkundigen einlassen, unter Umständen einen schweren Stand haben. Wie leicht dürfte es einem so klugen und in allen frommen Ausdrücken bewanderten Manne gelingen, eine Bekehrungsrolle Stufe für Stufe durchzuspielen, die selbst den erfahrensten Beichtvater täuschte! Aber von Kinkels Ehrlichkeit ist eine derartige Hypokrisie niemals zu erwarten. Was aber wird das Ende seyn? Die Frommen, in deren Gewalt der freisinnige Dichter sich jetzt befindet, werden um so weniger von ihrem Plane ablassen, als sie damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun vermeinen. . . . . Gott schütze den Dichter vor dem Schicksal Lenau's und Hölderlins!

Selbst Frauen, edle deutsche Damen, erhoben für Kinkel und gegen seine Peiniger ihre Stimme in den Zeitungen. Unter'm 12. Oktober 1849 schrieb eine geistvolle Frau:

„Herr Professor Kinkel trägt in Naugardt die graue Sträflingsjacke und muß spulen. Zu tief erschüttert und innerlich entrüstet durch diesen Hohn aller Bildung und Humanität, durch diesen Frevel an dem Geiste, der dem Genius seine Kronen schenkt, habe ich nichts Stärkeres zu sagen, als Ihnen das Unerhörte aus der eben zu uns gelangten Zeitung auszuschreiben. Daß der erhabene Dulder, nach Maßgabe der Unwürdigkeiten, die der preußische, einst für gebildet geltende Staat an ihm begeht, in meinem Herzen und meinen Augen wächst, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß aber Preußens Regierung in

den Augen der Reactionärsten mit dieser Brutalität aus der Reihe der gebildeten Regierungen tritt, und ein Wunder geschehen müßte, wenn sie sich je rehabilitiren könnte, das leidet keinen Zweifel. Wo sonst wohl würde man so barbarisch seyn! Noch neigt sich, wer sich einer Macht bewußt, vor einer Macht im Reiche des Geistes, die ein Gott zur Verkündigerin seiner ewigen Harmonie auserlesen. Drei Monate in Karlsruhe's Festung und Rastatts Kasematten schmachtend, hat Kinkel, in Ungewißheit über sein Schicksal erhalten, den Tod täglich in Gedanken erlitten, und die deutsche Muse trauerte, da ihr Meister schwieg. Da klangen seine Worte versöhnend über die Festungsmauern hinaus:

„Die Muse schirmt den Dichter,
Der Prachtgewänder spinnt,
Oft wurden herbe Richter
Durch Lieder mild gesinnt.“

Und mit seinem Glauben richteten sich die um ihn bekümmerten Herzen auf; es wehte Himmelsfriede durch sein erhabenes Lied. Wohl hatte das Kriegsgericht die Competenz der Todesstrafe, Festungsstrafe; dies Alles wurde überschritten, das Unerhörte, jede erdenkliche Grausamkeit Ueberschreitende, lebenslängliche Zuchthausstrafe, für einen Mann der Kunst und Wissenschaft neu ersonnen, um einen Mord an der Civilisation, der Intelligenz zu begehen. Wie groß muß die Entrüstung in Deutschland seyn, wenn man in England, Frankreich und Italien keine Worte für diese Gemeinheit seiner Feinde findet! Der muß recht elend und klein in seinem

Haß gegen den Geist seyn, der diese Sünde begeht. Wir meinten schon, zukünftigen Harmonien lauschend, zur Göthe-Feier würde Deutschland sein gefangener Dichter wiedergegeben; jetzt traure, deutsche Muse! denn jeder Aufschub ist ein unwiderbringlicher Verlust im Reiche des Schönen. Und nun vom Standpunkte der Menschlichkeit! Steigen wir hinab in des Mannes Brust, der für eine Idee sein Leben eingesetzt, den gemeinen Verbrechern zugesellt!

„Dies Herz, das mild die Welt umspannt,
Und weit sich öffnet seinem Volke,
Verglommen nun im eignen Brand,
Verkohlt in dunkler Weihrauchswolke!"

Wohl muß er es wissen, daß Nichts seiner Sache, seinem Ruhme so nütze wie dieses rauhe Märtyrerthum, daß Nichts die Grundpfeiler der Macht seiner Feinde und Verfolger so erschüttere, wie gerade die Tücke, die sich durch dunklen Haß erniedrigt, ihr allen Schein von Recht raubend, um, wir können es nicht anders glauben, gekränkte Schwäche durch Brutalität zu übertönen. Doch schlägt in Kinkel ein gewaltig Herz, besorgt für jede Menschenwürde, und seine Verfolger selbst werden ihn dauern in ihrer Armseligkeit. Sein Herz betet unbewußt: „Herr! vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Ja gäbe Gott, sie wüßten's nicht, und ein Gottesstrahl öffnete ihnen die Augen! Dort aber, in der Ferne, am trauten Rhein, den sein Lied verherrlicht, dort hadert wohl des Westens Hauch mit dem Raub, den man an der Menschheit begangen. Ein liebend Weib, vier holde Kinder

trauern einsam und verlassen, denn den sie lieben, hat man ihnen entrissen. Wir glauben noch an eine ewige Wiedervergeltung, und mit dem Glauben, daß ein jeder wahrhaft begabte Mensch ein ewiger Buchstabe im Buche des Lebens, lauschen wir nun Kinkels eigenen Worten aus einem seiner Gedichte:

„Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit,
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.“ —

Und unterm 29. November desselben Jahres schrieb eine Dame, als sie las, wie man den sittlich hohen Dichter religiös und sittlich bei den Menschen zu verdächtigen suchte:

„Ich blätterte eben in den vielgestaltigen Seiten des Grenzboten; es blickte mich aus ihnen ein Name an, der, wenn er uns nicht durch seine warmen Poesieen begeistert hätte, heute durch das erhabene Unglück seines Trägers die Sympathien aller fühlenden Menschen gewonnen. Kinkel und das Urtheil ist der Artikel betitelt. Frisch und lebendig sah ich in dem Bonner Leben den stolzen Rhein, den des Gefangenen Lied verherrlicht, durch die blühende Musenstadt fluthen, ja ich hoffte, in der Bilder Wahrheit auch den hellaufblickenden Dichter wiederzufinden, begeistert, wie ich ihn gerade um die Zeit geschaut, in die eine geschickte Feder sich verstiegen, um ein wahres Naturbild in eine Fiction zu mengen; denn gerade wie der böse Leumund, die Entstellungssucht leichtsinniger Neuigkeitsjäger ihn schilderte, wird die traurige Improvisation, in die unwandelbare Natur eine wandelbare Schicksalslaune, hineingeschleudert. Das Auge

hat Kinkel nie in der Zeit seiner politischen Laufbahn gesehen, das Herz nie und nimmermehr das seinige verstanden, das ihn als Gotteslästerer und Feind frommer Sitte hinstellt. Gottlob! noch in finsterm Kerkergrauen wacht ein Auge über ihm, Licht und Leben verbreitend, Liebe und Leben spendend: das Auge des Gottes, der ihm nie fremd geworden, und ihn, sey es in der Kunst harmonischer Gebilde oder in der Natur einfacher Größe, in der Menschheit Ringen, ja in der Mitwelt Undank und Verfolgungssucht als den auserwählten Verkündiger seiner Wunder geliebt. — Es ist nicht der Gott, den Ihr mit den Lippen bekennt nach Aller Weise, des todten Buchstaben gefügig Kind, der Glaube Eurer Seele, der Hort Eures Lebens. Von Innen herausgebildet, durchströmt von warmer Liebesgluth für Menschenrecht und Würde, hat er oft unbewußt in einem großen Herzen gewaltet, und sein Odem war Liebesgabe, Selbstentsagung und Entäußerung, die erglühend für Anderer Wohl ihrer selbst vergaß.

Auch ich bin unter dem Gaggen der Maschine, dem Rennen und Summen der zerstreuten Menge, mit einem Herzen voll geweihter Erinnerungen in Bonns Bahnhof abgestiegen; ich drückte die Hand fest auf das gewaltig bewegte Herz und setzte den Schritt, der unwillkürlich nach der wohlbekannten Seite hinlenkte, zurück: denn öde und einsam ist das Haus in des Bahnhofs Nähe, in dem ich vor einem Jahr den Dichter, von reichem Familienglück gesegnet, besucht. Ich sage nicht wie der ungenannte Autor des genannten Artikels: denn ich kenne ihn und habe ihn einst geliebt; ich liebe ihn wie nur ein treuer

Freund und Bewunderer des Genius, und werde ihn immer lieben, sey es im Glanze seiner geweihten Seele, wie sonst von Licht und Leben strahlend, oder in seiner düstern Größe, den armen Märtyrer, dessen Dornenkrone ihre Strahlen vernichtend gegen die Verfolger des Geistes sendet. Ich stieg aus und mußte doch an dem Hause vorbei, durch das Sternthor fahrend, das Hotel Bellevue, das ich vor einem Jahr bewohnt, erreichen. O wie blickte mich da wie ein beredtes Geisterauge der Schatten der Erinnerung an; ich drückte die Hand auf die Augen, und wäre ich weich wie eine Frau gewesen, mich hätten die glühenden Thränen lindernd überströmt, die als Schmerzen in die bewegte Brust zurücksanken. Ja, vor einem Jahr, als der deutsche Blüthenfrühling alle Herzen durchjubelt, da war ich, es war im August, in Bonn angelangt, zu Kinkel geeilt, den mächtigen Geist in dem Zusammenstoß mit der thatengebietenden Zeit zu hören; ich hatte ihn 1847 kennen und lieben gelernt, und mit Wonne den Reden gelauscht, die ihm harmonisch von den Lippen strömten, seine ganze schöne Seele wie eine himmlische Inspiration, seinen weitumfassenden Geist wie eine Ahnung seltener Gotteswunder, sein Herz voll ächter Menschenliebe in meiner Brust aufgenommen. Ich fand ihn nicht zu Hause, er war in der Volksversammlung; seine Frau war mit den Kindern allein. Sie hatte seit zehn Tagen ein neues Pfand seiner Liebe, einen holden Knaben; ihr schönes dunkelblaues Auge glänzte noch von Fiebergluth und Mutterliebe, sie war bleich und bewegt, sie erzählte mir von den Verfolgungen, die ihr Mann erlitten, weil er aus voller be=

wegter Brust in den Strom der Verheißungen für Völkerglück und Freiheit sich gestürzt. Johanna Kinkel ist nicht zehn, sondern fünf Jahre älter als ihr Mann; sie liebt ihn mit jener warmen Liebesgluth, die jedes Weib in den Augen des Geliebten verschönt, sie hat das Reich der Töne, die ewig jung, wie Kinkel es ihr in meiner Gegenwart, sie voll warmer Hingebung an die Dichterbrust drückend, sagte, in ihrer Gewalt. Unter ihren Sturmeswogen und Liebekosen, unter ihrem Festgeläute und leise beschwichtigenden Klängen ist ihm manches stolze Kunstgebäude aufgegangen, das er freundlich der lauschenden Welt mitgetheilt. Erst am Abend kam Kinkel, sein herrliches Weib, wie er sie nannte, zu begrüßen. Der schöne schwärmende junge Mann von 1847 war unter der Zeiten Macht gewandelt: in einem Jahr hatten graue Locken ihm, unter den schwarzen Schmuck des Hauptthaars gemischt, die Schläfe gedeckt, um die hohe Stirne schwebte der Gedanke wie eine Sommerwolke wetterzeugend, des Auges tiefe Gluthen spiegelten eine erhabene Wirklichkeit, Sorgen und Bangen um verscherzte Freiheitsgüter hatten ihm das jugendliche Haupt versengt, der dunkle Bart paßte zu des Mannes erprobter Kraft. Er schaute nicht jubelnd wie sonst, nein, mit ernster Beredtsamkeit, in der Zeiten Ringen und Kämpfe: eine antike Ruhe, wie ein Freund sich ausdrückte, über einem Flammenmeer von Bewegung; es lag etwas Prophetisches in seinem ganzen Wesen, in seiner Rede mächtigem Zauberklang. Sich selbst setzte er ganz bei Seite; er meinte, die Idee, die allgewaltige, müsse siegend des Bösen Macht überstrahlen, sie sey

aber um so vieles größer als ihre Träger, daß sie bei Seite geschoben würden. „Und wenn ich untergehe, sagte er mir mit düsterer Ruhe, was thut es, wenn nur das Gute, das ich gewollt, siegt; ein Mann muß sein Schicksal tragen können." Als die Stunde des Aufbruchs kam, begleitete er mich. Wir gingen hinaus in die schwärmende Nacht. Für große einzige Momente gibt es keine Worte der Erinnerung: sie bleiben uns in der Seele ausgeprägt, Bild und Ton zu gleicher Zeit; es weht in ihnen bis in unsere alten Tage die balsamische Luft, der warme Hauch der Gegenwärtigkeit. So soll es mit dem Abende seyn, der eines Trennungsjahres aufgehäufte Schätze von Wärme und Innigkeit aufnahm. In das stürmende Meer der Politik senkte des Dichters weiche Seele ihre süßen Klänge und schwebte, ein seliger Geist, Friede und Segen verkündend, über den bewegten Fluthen. Mir schien es, alsbald hörte ich aus seinem Otto dem Schützen die süßesten Klänge, dann wieder aus seinem Trauerspiel Lothar von Lothringen die klangvollsten, ergreifendsten Verse, dann wehte wieder in den lauen Abendlüften über dem schlafenden und träumenden Bonn seiner Gedichte ernste Weihe. Des Domes Kuppel schaute andächtig nach seiner Schönheiten Meister, der in seiner Geschichte der bildenden Künste den Laien und Gelehrten so schön das Kunstgewand in seinen ernsten Mysterien gelüftet, noch irrten die Geister aus seinen Novellen durch des Rheines Wogen, die huldigend zu seinen Füßen das Lied aus alter Zeit verhauchten, und in dem Gruße der Begegnenden, der so vertrauend: „Guten Abend, Herr Professor!" klang, schien ich

mir die Seelen durchzufühlen, zu deren Leid und Bedürfnissen sich herabneigend Kinkels „Handwerk, errette dich!" so vorsorgend Aller Noth und Mängel gedacht. Da schlug es Mitternacht, und siehe da, es stiegen die Geister aus den Schatten, denen seine beredten Kanzelreden einst, das rein Menschliche nachfühlend, von höherer Macht beseelt, den Gott, der über den Zeiten waltet, an die Brust gelegt. Ich hatte seine Reden vor Kurzem gelesen und in Allem die Harmonie seines Wesens in ihrer ganzen Reine ausgeprägt wiedergefunden: die Nächstenliebe, die seine Brust durchglüht, so ferne von der Intoleranz seiner frommen Verfolger. Was die Gotteslehre im todten Buchstaben predigt, ihm strömt es lebend durch die Brust, und doch kennt er von dem Pharisäerthum nur den Namen. — Ich hielt vor des Gasthofs Thüre, ich blickte ihm noch nach, wie er so beim Sternenschimmer hoch und einsam heimwallte, und schrieb in meine Stube hinaufkommend die beifolgenden Zeilen nieder, die ich aus meinem Tagebuch ausschreibe, weil sie unmittelbar unter dem Eindruck seiner hervorragenden Persönlichkeit geschrieben. Gott! welche ist die Zukunft, die des hohen Freundes Haupt umschwebt? Wie blickt das Herz so bange, wenn es die besonderen Wege des genialen Mannes in treuer Freundschaft erwägt? Wird es der Lorbeer oder die Dornenkrone seyn, die dieses früh ergraute Haupt schmücken wird? Alles wird er würdig tragen, doch wir, die wir ihn lieben und verehren, sorgen für ihn. Höre ich seine Worte so voller Harmonie und prophetischen Geistes, da glaube ich, glaube allem Guten und Großen; doch blicke ich in die Welt-

stürme, die ihn umbrausen, da scheint es mir, als müsse Blitz oder Sternenglorie sein Haupt treffen.

Am 29. April 1850 schrieb Adolph Stahr: Ich sah einmal in Rom einen Verurtheilten durch die Straßen führen. Es war in den letzten Monaten von Gregor XVI. glorreicher Herrschaft. Das an den Straßenecken angeschlagene Urtheil lautete: la galera per la vita e dieci anni dopo la morte! (Gefängniß bis zum Tode und zehn Jahre darüber hinaus!) Ein alter gutmüthiger Bettelmönch gab mir über den Zusatz „zehn Jahre nach dem Tode" Auskunft. „Dieci anni dopo la morte," das will sagen, erklärte er, daß für den armen Sünder auch dann keine Verkürzung seiner Strafzeit zu hoffen ist, wenn für alle anderen bei gewissen Gelegenheiten allgemeine Erlasse von einigen Jahren oder sonstige Gnadenakte erfolgen.

Daran nun, an dieses dieci anni dopo la morte, mußte ich heute denken bei der Nachricht, daß heute Gottfried Kinkel, der schon auf Lebenszeit Verurtheilte, noch einmal vor den Assisen in Köln erscheinen und Leben und Freiheit, die er nicht mehr hat, vertheidigen muß. Ich mag nicht hinüberfahren, um das Klägliche zu sehen, daß das Gesetz einen Todten noch einmal zu tödten versucht. Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zerren, kommt mir vor wie Leichenraub. Vielleicht irre ich indeß. Vielleicht ist das Recht menschlicher als die Gnade und fordert sein schuldiges Haupt für das Beil. Vielleicht erinnern sich die Richter des betreffenden Dichterwortes, das bei der Gnade nicht Erhörung fand:

„Man soll nicht sagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder hart auf seine Schultern lade,
Als eine Spende aus der Gnade Weiheborn,
Ein Tropfen aus dem Füllhorn ihrer Gnade!“

Kinkels Gattin traf ich nicht daheim. Sie ist hinüber nach Köln, um wenigstens im Saale des Gerichts das Glück zu genießen, den geliebten Mann wiederzusehen, den man ihr in den Kerkern von Naugardt lebendig begraben hat.

Ihre vier Kinder, deren jüngstes noch auf den Armen der Wärterin, das vollkommenste Ebenbild des Vaters, sind in der treuen Obhut der Großeltern in Bonn zurückgeblieben. Als ich in dem kleinen Hause in der Josephsstraße mich dem ehrwürdigen Paare und seinen verwaisten Enkeln gegenüber befand, als ich die Züge dieser vier harmlosen Kindergestalten sah, denen menschliche „Gnade“ für ewig den Vater entrissen hat, da fühlte ich, welch' ein Unterschied es sey, das Schicksal in realer Wirklichkeit mit leiblichen Augen zu schauen, von dem man bisher nur gehört und gelesen. Da gedachte ich, daß einst Joseph den Brüdern, die ihn verkauft hatten, verzieh, als er sie flehend vor sich knien sah, und daß der Sohn Maria's am Kreuze bat für seine Richter und Henker!....

Erhebend ist die Standhaftigkeit, mit welcher das greise Elternpaar das Geschick erträgt, welches ihr hohes Alter — der Vater hat bereits sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert — in dem geliebten Tochtermann getroffen. Wie ich sie so vor mir sah, aufrechten Hauptes, ungebeugten Sinnes, voll ruhiger Ergebung alle Liebe den unmündigen Kindern

ihres Gottfried zuwendend, welche heiter und harmlos ihre Kniee umspielten, da fühlte ich mich selbst erhoben und gestärkt durch solchen Lebensmuth, der alte Herzen jung macht und die zitternde Hand der Greise kräftigt, daß sie der Jugend zur Stütze dienen kann. Das erste Wiedersehen Johanna's und ihres Gatten ist erschütternd gewesen. Sie hatte die Erlaubniß erhalten, ihn mit dem ältesten Kinde, einem Knaben von sechs Jahren, zu besuchen. Man hatte ihm die Reisekleider wieder genommen und den unglücklichen Mann auf's Neue in die Züchtlingsjacke gesteckt. Die lange Kerkerhaft, die schlechte Nahrung, die Entwürdigung seines ganzen Menschen hatten ihn welk und schlaff und stumpf gemacht. Er besaß nicht einmal mehr die Kraft, die Wohlthat eines vollkräftigen Schmerzes zu empfinden. Nur ein paar Thränen drängten sich ihm in die Augen, als er zum ersten Male sein Weib und sein Kind wiedersah. Das Kind erkannte den Vater erst, als es seine Stimme hörte. So hatte ihn die Züchtlingstracht, das rasirte Gesicht und das kurzgeschorene Haar verändert. Es starrte verwundert seine kurzen Hosen und groben Züchtlingsstrümpfe an, und vermochte gar nicht zu glauben, daß sein Vater diese Kleider tragen müsse. „Mir hat der Papa eine Puppe versprochen," sagte die kleine vierjährige Johanne, „und er hat gesagt, sie soll so groß seyn wie ich, wenn es auch lange dauert." Die Thränen kamen mir in die Augen bei diesen Worten. Kann denn ein Mensch, der dies hört und sieht, sein Herz versteinen? O ich fühlte es, und hätte der Vater dieser Kinder mir den eigenen Bruder erschlagen, ich

könnte nicht Rache an dem Ueberwundenen, Wehr- und Waffenlosen nehmen, den sein Geschick in meine Hand gegeben, könnte ihn nicht seinem Weibe und seinen Kinder rauben — und für ewig! Nein! thut, was Ihr wollt und könnt. Ihr habt die Macht und darum das Recht: standrechtet und erschießt Eure Gegner, die für ihr Recht und ihre Ueberzeugung gegen Euch aufgestanden! Laßt Eurem Rechte seinen Lauf, laßt die Welt zu Grunde gehen, damit auf ihren Trümmern die Justitia mit blutigem Schwerte allein throne — thut Alles, aber fälscht nicht den höchsten Abglanz der Gottheit, sprecht nicht von Gnade, wo Ihr den Menschen vom Tode durch den Strang „erlöset", um sein Gehirn mit Euren Kugeln zu verspritzen, oder wo Ihr an die Stelle des befreienden Todes ewiges Gefängniß setzet. Bedenkt, daß nur für gemeine Seelen „das Leben" unter allen Umständen „der Güter höchstes" ist, daß Ihr selbst Euch entwürdigt durch solche Schätzung.

Alle Strafe ist zuletzt Nothwehr. Wohlan denn, vernichtet Euren Feind, wenn Ihr könnt. Aber entwürdigt ihn nicht. Nehmt ihm nicht sein menschlich Selbstgefühl durch unwürdige Behandlung, stumpft nicht seinen Geist, zerbrecht nicht seinen Mannessinn, macht nicht aus Eurem Gefangenen einen matten Blödsinnigen, indem Ihr den geistesadeligen Kämpfer für seine Ueberzeugung gleich behandelt der verwüsteten Bestialität eines ergrauten Diebes oder eines verhärteten Mörders. Gottfried Kinkel, der Lehrer der Wissenschaft, der Dichter, der Volksvertreter, der besiegte politische Gegner, der „Rebell" gegen Preußens König, aber der gehorsame Unterthan der souveränen

deutschen Nationalversammlung — der Mann von fleckenlos reinem Leben, von kindlichem Herzen, der Idealist, der hingerissen vom Drange eines großen welthistorischen Moments Weib und Kind verließ, der Alles opferte und der Freiheit nachfolgte — mögt Ihr es Irrthum, Sünde, Verbrechen nennen, aber den Mann zu dem Geschicke eines Diebes und Mörders „begnadigen", wenn Ihr dazu ein göttlich Recht zu besitzen meint, dann wendet sich jedes Herz grausend ab von solchem Rechte und von solcher Gnade. Ihr nennt Euch Christen! Wohlan denn! nie gab es eine Zeit, wo die Worte mehr Wahrheit hatten, welche da sagen: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms!" und wo sich die „Christen" Dessen zu erinnern hätten, der da beten lehrte:

„Und vergib uns unsere Schuld, wie Wir vergeben unsern Schuldigern."

Vor den Geschworenen in Köln.

Aus Pommern schrieb man am 14. April der Berliner Nationalzeitung: „Schon seit einigen Wochen war das Gerücht verbreitet, Professor Kinkel werde nach einer Festung abgeführt werden. Mit diesen Gerüchten brachte man in Verbindung, daß der Direktor Schnuchel in Naugardt über die Haltung und Führung des Strafgefangenen einen besondern Bericht der Regierung in Stettin einreichen mußte. Am 12. Vormittags wurde dann der Dichter in eine Extrapost-Chaise geführt; der Konstablerhauptmann Patzke nebst zwei andern

Polizeibeamten bestiegen mit ihm den Wagen. Der Gefangene war unter Anderm mit einem Paletot und einem kleinen schwarzen Hut bekleidet, sämmtliche mit ihm von Rastatt gekommene Sachen, Wäsche, Kleidungsstücke und einige Bücher (Horaz), wurden auf die Chaise gebracht, und man schloß namentlich aus letzterm Umstand, daß der Gefangene nicht mehr nach Naugardt zurückkehren werde. Kinkel nahm herzlichen Abschied vom Direktor und seinem Gefangenwärter Merkel, der ihn ausschließlich bedient und überwacht hatte. Des Gefangenen Gesichtsfarbe war durch die Zuchthausatmosphäre bleich geworden. Schon war der Wagen aus dem Gesichtskreise der Stadt auf der Chaussee nach Stettin, als sich die Nachricht von seiner Abführung wie ein Lauffeuer durch Naugardt verbreitete. Seit unserm letzten Bericht war derselbe mit Abschreiben von Erkenntnissen für die Registratur in seiner Zelle beschäftigt worden; seine den übrigen Sträflingen gleiche Lebensweise in Bezug auf Kleidung, Wohnung und Nahrung blieb unverändert, und der Direktor brachte wie früher manche Stunde im Gespräch mit dem Gefangenen zu. Der einzige Verkehr Kinkels nach Außen bestand in dem regelmäßigen Briefwechsel mit seiner Gattin: wöchentlich schrieb er und empfing er einen Brief, jedoch ging diese Correspondenz durch die Hände des Zuchthausdirektors. Dieser Briefwechsel beschäftigte Kinkel auf's Lebhafteste. Zu Weihnachten erhielt er von der Gattin eine kleine Kiste mit Confituren geschickt, und der Direktor war so freundlich, ihm am Christabend einen Teller davon nebst einem Schreiben von seiner Gattin als Weih-

nachtsbescheerung einzuhändigen. Vor einiger Zeit hatte der Dichter ein Begnadigungsgesuch für einen wegen Tödtung inhaftirten Strafgefangenen schreiben müssen. Als die Antwort auf dieses Gesuch mit günstiger Entscheidung einlief, führte der Direktor den begnadigten Gefangenen in die Zelle Kinkels und theilte Dem die erfolgte Begnadigung mit, was den Dichter mit Freude erfüllte. Am Osterfest erhielt er zum zweiten Mal ein halbes Pfund Fleisch nach der Zuchthausordnung, so daß derselbe seit der Zeit seiner Ankunft vom 8. Oktober vorigen Jahrs bis zum 12. März während der Zeit eines halben Jahrs nur ein Pfund Fleisch erhielt.[1] Der Gefangene ertrug sein Schicksal mit der Resignation eines Mannes, der da weiß, was er sich selber schuldig ist. Als er jüngst amtlich bei einer Revision der Anstalt gefragt wurde, ob er einen Wunsch, eine Bitte oder eine Beschwerde habe, gab er eine verneinende Antwort. Kurz nach seiner Ankunft in Naugardt wurde Kinkel wegen Theilnahme am Zug nach Freiburg vernommen, und wir glauben nicht zu irren, wenn bei den bevorstehenden Verhandlungen vor den Assisen seine Anwesenheit am Rhein als nothwendig erachtet ist. Die Abführung von Naugardt wurde so geheim gehalten, daß die ihrer Stellung gemäß sonst am besten unterrichteten Personen seine Ankunft in Stettin und seine Weiterreise nach Berlin erst aus den Zeitungen erfuhren. Aus der Zelle des gekerkerten Dichters ging eine Kraft aus, die ihm unsichtbar neue Freunde zuführte. Vor

[1] Kinkel war schon 1845 in Bonn gewöhnt, sich jeder Fleischspeise zu enthalten.

Allem aber nährten diese Stimmung und Strömung edle Frauen, die durch des Gefangenen Gedichte geistig demselben näher getreten waren. Durch die Enthüllungen über den ganzen Prozeß gegen Kinkel in der Allgemeinen Zeitung, durch die Veröffentlichung seiner Vertheidigungsrede vor den Richtern in Rastatt, durch die Ostseezeitung war die öffentliche Meinung in den Stand gesetzt, ein entschiedenes Urtheil über die kriegsrechtliche Verurtheilung zu fällen. Möge der Dichter niemals als Gefangener wieder in unsere Provinz zurückkehren, möge es einst seinen zahlreichen Freunden in Pommern vergönnt seyn, ihn als freien Mann an die Brust zu drücken."

Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Nach Köln wurde er geführt vor die Assisen. Schon in den ersten Tagen des Januar wurde Kinkels Abführung dahin von seinen Freunden am Rhein erwartet. Man sagt, die Regierung habe Spuren zu haben geglaubt, daß seine Partei ihn auf dem Wege dahin befreien wolle. Man sah, er genoß eine immer steigende Theilnahme, und nicht allein bei seinen Gleichgesinnten. Den Conservativen am Rhein galt er jetzt schon allgemein nur noch als ein edler Mensch „in seinem dunkeln Drange" und als der herrlichste Dichter ihres Stromes.

Die Regierung brachte den Prozeß wegen eines Versuchs auf das Siegburger Landwehrzeughaus erst vor die zweite Sitzung des Geschworenengerichts. Unter'm 29. April las man aus Köln: „Heute hat die Sitzung des Geschworenengerichts über die beim Sturm auf das Zeughaus in Siegburg Angeklagten begonnen. Kinkel wurde zu derselben — da er in der

Anklage als besonders gravirt erscheint — aus seinem Zuchthaus von Naugardt hergeholt. Der Dichter, dessen ganze Persönlichkeit mit dem Rhein so eng verwachsen ist, mußte sicher sehr trübe Augenblicke zu überstehen haben, als er unter den gegenwärtigen Umständen in das von ihm so oft gefeierte Köln wieder eingeführt wurde. Gegen acht Uhr brachte man in Wagen die Angeklagten: Kinkel, den Studenten Meyer, den Kaufmann Ungar und den Fuhrmann Buhl. Ersterer neben dem Polizeiinspektor von Schleinitz in der Droschke, umgeben von drei reitenden Gendarmen. Vor dem Hause wurde der Gefangene von der zahlreichen Menge mit dem wärmsten Hoch begrüßt. Seine Frau wußte vor den Schranken einen günstigen Augenblick zu benützen, um ihren Mann in die Arme zu schließen. Als Vertheidiger treten auf: Kyll für Kinkel, Schneider für Ungar, Hagen für Meyer und Görtz für Buhl. Anneke und fünf andere Angeklagte sind flüchtig. Die Anklage geht gegen alle Angeklagten auf ein Attentat gegen die bestehende Staatsverfassung, speziell gegen Kinkel und Ungar auf die Organisation eines Versuchs, sich des Siegburger Zeughauses zu bemächtigen. Kinkel, bereits zu lebenslänglicher Festungsstrafe (wohlgemerkt nicht Zuchthausstrafe — zum Zuchthaus und dem Wollespulen ist er in Berlin „begnadigt!") und Verlust der Nationalkokarde verurtheilt, glaubt aus dem Erkenntniß des Rastatter Kriegsgerichts, das auf sein Begehren verlesen wird, schließen zu dürfen, daß hinsichtlich der jetzt gegen ihn erhobenen Anklage in jenem Urtheile wenigstens eine „moralische Werthlegung" bereits stattgefunden habe, in=

dem jenes Urtheil seine Betheiligung an dem Elberfelder Zuge und dem Zeughaussturm kurz berührt, dann aber zu dem bedeutungsvolleren „Kriegsverrath“ übergeht. Die Verhandlungen sind erst bis zum vierten Zeugen gediehen, von denen sich einer den Beweis zuzog, es liege ein großer Contrast zwischen dem Resultat des ersten Verhörs und der gegenwärtigen Aussage, was Zeuge dadurch zu rechtfertigen suchte, daß der Richter ihm damals bedeutet habe: er möge flott erzählen, es komme so genau nicht darauf an. Ein Anderer gab das Gutachten ab: Kinkel gehöre nicht zu den Rothen; der Ehrgeiz habe ihn mit fortgerissen. Was den dritten Zeugen betrifft, so sollen auch seine Aussagen wenig belastend seyn.“

Zahlreiches Militär hielt die Eingänge zum Justizgebäude und zum Assisensaale besetzt. Das Publikum drängte sich in Masse hinzu und hatte den Saal bald so gefüllt, daß dessen Abschließung nöthig wurde. Kinkel war mit einem gewöhnlichen Civilanzuge bekleidet, unterhielt sich mit seinen Mitangeklagten, Vertheidigern und Freunden lebhaft, freundlich, und, wie es schien, oft scherzend, und nur ein früh ergrautes Haar und bleichere Züge erinnerten an seine Schicksale in letzter Zeit. Nach Verlesung der Anklageakte wurde mit dem Verhöre der Angeklagten, zuerst Kinkels, begonnen. Derselbe antwortete im ganzen Verhöre mit der ihm eigenen Ruhe und Präcision. Nach Vernehmung der Angeklagten begann das Verhör der Zeugen, deren Seitens des öffentlichen Ministeriums 48, auf Anlaß der Vertheidigung 25 geladen waren.

Kinkel und Alle wurden freigesprochen. Kinkels Verthei=

digungsrede ist berühmt geworden, aber sie kam nur bruchstückweise und entstellt zur Verbreitung durch die Zeitungen. Sie folgt hier nach dem Abdruck, der von ihm selbst durchgesehen und als allein ächt, als wortgetreu anerkannt wurde.

„Meine Herren vom Hofe!

Meine Herren Geschworenen!

Das Verbrechen, dessen man uns anklagt, ist ein politisches und darf nur vom politischen Standpunkt gewürdigt werden. Gestatten Sie mir einen Blick auf die Weltlage, in der wir uns heute vor einem Jahre befanden. Ich werde kurz seyn, denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre, der Patriotismus standen, darüber hat bereits die Geschichte abgeurtheilt.

Durch die Märzrevolution errang das deutsche Volk die Souveränität. Alle übrigen Rechte, die man uns bewilligte, waren nur Ausflüsse davon. Man gab uns freie Presse, Verein und Versammlung, damit der Volkswille ruhig diskutirt und klar hingestellt, man gab uns Kammern, damit er zu Gesetzeskraft erhoben würde. Die allgemeine Volksbewaffnung gab das Mittel uns in die Faust, diese Souveränität für alle Zeiten zu garantiren. Am unzweideutigsten aber sprach dies Prinzip sich darin aus, daß für viele der kleineren Staaten, für Preußen, für Deutschland constituirende Versammlungen aus einem ganz demokratischen Wahlgesetz hervorgingen. Als höchste Spitze dieser Volkssouveränität erschien die Frankfurter Nationalversammlung; daß sie souverän sey, das hat im Sommer 1848 unter uns die ungeheure Majorität behauptet, so

daß man wohl sagen kann, das ganze Volk war davon überzeugt. Auch von Ihnen, meine Herren Geschworenen, jetzt meine Richter, hat sicher Niemand daran gezweifelt. Sie wissen, wie gemäßigt diese Versammlung verfuhr. Sie kennen den Versuch, den sie machte, um die Freiheitsforderungen der Nation mit der mächtig wieder hergestellten Fürstenmacht zu vereinigen. Man schuf uns eine deutsche Magna Charta in den Grundrechten, aber zum Schirmherrn dieser Magna Charta wählte man unter dem Titel eines Kaisers den König von Preußen; denn am 28. März hatte er für sich und sein Kriegsheer die deutschen Farben angelegt und an die Spitze der deutschen Einheit sich gestellt. Die Durchführung dieses Gedankens war die letzte Rettung für die großen Hoffnungen, welche der heilige März in unserer Brust geweckt hatte; in der Einheit des Volkes lag alle Heilung der großen deutschen Schmerzen, lag die Möglichkeit, auch der Armuth durch einen großen Schwung des ganzen Volkslebens mählich zu helfen. Diese letzte Hoffnung, friedlich in eine helle Zukunft einzugehen, durfte das Volk nicht fallen lassen.

In diesem Momente befand ich mich als Volksvertreter in Berlin. Beide Kammern bemächtigten sich der Frage; beide trugen darauf an, daß der König die Kaiserwürde und die Reichsverfassung annehmen möge. Ich selbst, meine Herren, habe mit wenigen entschlossenen Männern der Opposition dagegen gestimmt: die Erschaffung einer neuen Krone im 19. Jahrhundert erschien mir als ein Anachronismus, eine Verfassung, die zehn Millionen deutscher Brüder in Oesterreich vom Reiche

ausschloß, genügte mir nicht, und da die Regierung bereits deutlich genug die Gabe des Volks abgelehnt hatte, schien es mir des von mir vertretenen rheinischen Wahlkreises unwürdig, um die Annahme einer Kaiserkrone nachträglich nochmals zu betteln. Aber in der Laufbahn des Parlamentskämpfers gibt es Momente, wo er sich freut, in der Minorität zu bleiben. So war auch mir jener Tag ein freudiger, als die Majorität sich für die Annahme entschied, denn mein Nein, da unsere Stimme ja doch kein Gewicht mehr hatte, war nur ein prinzipielles gewesen. Wohl konnte jene Verfassung keine der Parteien völlig befriedigen, aber sie erschien als ein nützlicher Comprommiß zwischen beiden und brachte uns an das nächste, an das am heißesten angestrebte Ziel unserer Revolution. Wenn Preußen im offenen Bunde mit dem Volkswillen muthvoll auf dem Wege des Fortschritts sich hielt, wenn es sein tapferes Heer für die Reichsverfassung statt gegen sie in den Kampf führte, so war keine Macht stark genug, die Verschmelzung Deutschlands zu hindern.

Aber die Krone gab nicht nach. Die zweite Kammer wurde aufgelöst; damit schwand die Hoffnung einer parlamentarischen Verständigung mit Frankfurt, damit schwand auch die Hoffnung auf friedliche Durchführung einer socialen Reform; denn bei dem neuen Wahlgesetz, wie es vorauszusehen war und auch wirklich gekommen ist, konnte der arme Mann nicht mehr seine Vertreter unter die Gesetzgeber erwählen. Es war die letzte Krise: die Vereinbarung war vorüber, und wollte das Volk nicht Alles einbüßen, was 1848 errungen war, so blieb ihm

nur der Appell an die Waffen. Und wirklich: es erhob sich in Waffen durch's ganze Vaterland. Gegen diese Erhebung rüstete Preußen; seine Landwehr stellte sich nicht. In diesem Augenblick griff auch ich zur Muskete, denn es schien mir Recht, es schien mir Pflicht, zur Muskete zu greifen, und Ihnen meinen Richtern gegenüber erkläre ich auch jetzt, ich glaube Recht gethan zu haben.

Meine Herren! Von meinem Charakter glaubte ich nicht vor Ihnen sprechen zu müssen. Das große Unglück, das auf meinem Haupte ruht, würde mich, so hatte ich gehofft, vor Angriffen schützen, die das nöthig machten. Es ist nicht geschehen. Der erste Zeuge, dem Sie vor diesen Schranken Ihre Geduld schenkten, zwingt mich von mir zu reden. Sie haben Thatsachen von ihm erwartet, da seine Beamtenstellung ihm eine genaue Kenntniß Dessen abfordert, was in seiner Stadt vorgeht; statt dessen hat er sich herbeigelassen, Dreien von uns ein moralisches Armuthszeugniß auszustellen. Er hat mir Eitelkeit als Beweggrund meines politischen Handelns vorgeworfen. Das konnte mich nicht wundern. Noch nie ist ein Mann von idealem Streben von ähnlichen Urtheilen der Dutzendcharaktere verschont geblieben, die an seine Beweggründe den Maßstab ihres eigenen Handelns anlegten. Nun gibt es Männer der Idee, denen die ganz ordinären Beweggründe freilich sich nicht unterschieben lassen, ein Neujahrs-Gratifikatiönchen, ein neues Titelchen zu dem alten Titelchen, ein Lächeln des Vorgesetzten: da muß dann, weil Gewinnsucht nicht paßt, Ehrgeiz oder gar Eitelkeit herhalten. Mir ist das nicht einmal neu, und jeden-

falls ist es der Widerlegung nicht werth: über meinen Charakter mag die Nation richten, und ich glaube, sie hat schon gerichtet. Aber jener Erstaunliche, der vor Ihnen, meine Herren Geschworenen, so breit und zudringlich sich auf den Richterstuhl setzte, um nicht blos über unsere Charaktere, sondern auch, wie er bei meinem geehrten Freunde Meyer gethan, über unsere Geistesfähigkeiten!!! abzuurtheilen — Eins hat dieser neu erfunden: er ist meines Wissens der Erste, der an meiner Aufrichtigkeit und der Selbstständigkeit meiner Gesinnung zweifelt. Diese Aufrichtigkeit ist selbst von meinen Kriegsrichtern in Rastatt ehrenhaft anerkannt worden: auch Ihnen will ich den vollgültigen Beweis derselben ablegen. Ja, meine Herren, ich bekenne mich noch heute zu meiner Handlungsweise vom vorigen Mai, ich glaube, daß ich gethan habe als ein Mann von Ehre. Ich bin Socialist: nicht erst in Folge der Revolution wurde ich es, wie jener Zeuge behauptet, ich war es von Natur, denn seit ich denke und empfinde, hat mein Herz sich zu den Armen und Unterdrückten in meinem Volke gehalten, und nicht zu den Reichen und Gewaltigen dieser Welt. Und weil ich Socialist bin, darum bin ich Demokrat, denn ich glaube, daß seine eigenen tiefen Wunden nur das Volk selbst zu empfinden, zu reinigen und zu heilen vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den demokratischen Staat für die einzige und gewisse Möglichkeit halte, das Elend aus der Welt fortzuschaffen, darum glaube ich auch, daß wenn einmal ein Volk demokratische Einrichtungen erobert hat, dies Volk das Recht nicht allein, sondern die Pflicht besitzt, diese Einrichtungen bis auf den letzten

Mann und mit allen Waffen, also zumeist auch mit der Kugel und dem scharfen Stahl, zu vertheidigen. In diesem Sinne bekenne ich mich für das Prinzip der Revolution, für welches seitdem auch mein Blut geflossen ist, und noch heute, ganz der Gewalt der Gegner hingegeben, noch heute bekenne ich mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes mich zu diesem Prinzip. Und darum auch glaube ich, daß ich damals sammt den Freunden an meiner Seite recht gehandelt habe, als ich den Kampf aufnahm und die höchsten Opfer ihm brachte. Denn uns winkte ein großes Ziel: hätten wir gesiegt, so retteten wir unserm Volke den Frieden mit sich selber, die Einheit des Vaterlandes, diesen Grundgedanken der deutschen Revolution, und in ihr den Schlüssel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe.

Meine Herren, wir haben nicht gesiegt. Das Volk hat diesen Kampf nicht durchgesetzt, hat uns, welche ihm voraufgingen, verlassen. Die Folgen fallen auf unser Haupt. Die nächste Folge ist die Schmach dieses verfehlten Unternehmens. Wir nehmen sie auf uns, diese Schmach, dieses Lächeln des Spottes, das mehrfach bei den Verhandlungen dieser Tage aufgeblitzt ist. Wir, obwohl unsern persönlichen Muth kein leisestes Zeugniß verdächtigt hat, tragen für unsere Partei die unvermeidliche Schande, daß auch feige Gesellen sich an uns anschloßen. Wir wissen es ja, daß jeder großen herannahenden Geschichtsthat kleinere Vorspiele voraufgehen müssen, welche Mißlingen und neben dem Unglück auch den Spott auf Diejenigen werfen, die in ihnen handelnd aufge-

treten sind. Eins aber halte ich in dieser Sache für keine Schmach, und darin muß ich dem Herrn Staatsprokurator widersprechen. Mit einer Zartheit, die mich ihm zum Danke verpflichtet, hat er als den Grund, warum ich vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit vor dem Hofe zu meiner That mich hätte bekennen mögen, die Beschämung angegeben, die mich erfüllen müsse, wenn ich mich als Complice mit einem Mann von der geringen Bildung und dem Rufe Buhl's erklären solle. Nein, meine Herren, das ist für mich keine Schmach, daß der Proletarier seine Hand in die meinige schlägt!

Ob das wahr ist, was der Zeuge Schlömbach von ihm aussagt — ich weiß es nicht und will daher dem Zeugen nicht entgegentreten, der bei seiner genauen Bekanntschaft mit diesen Sachen leicht besser weiß, was im Hause des Mannes vorgeht, als der Mann selber. Ich weiß nur, daß Buhl durch die jahrelange Haft Alles verloren hat, und Nichts, gar Nichts in die Freiheit mitnimmt, als seine arbeitgewohnten Hände. Das dünkt mich ein gutes Unschuldszeugniß. Aber wäre selbst jener Vorwurf wahr, so würde ich immer noch nicht mich schämen: denn mich schrecken selbst die Eiterbeulen des Proletariats nicht ab, weil ich weiß, daß nicht die Armuth selber für ihre Eiterbeulen verantwortlich ist. Nie ist eine Welt-Idee dadurch geschändet worden, daß die Zöllner und Sünder sich zu ihr bekannten. Darum drückt sie uns nicht, diese Scham um die Flecken unserer Partei; aber eine andere Frage ist's, die vor diesen Schranken entsteht:

sind **wir** nun **strafbar**, nachdem wir nicht gesiegt haben, **strafbar nach diesen Artikeln des Code pénal von Napoleon**?

Fürwahr nein, meine Herren! Jene Artikel finden auf die Staatsverhältnisse von 1849 keine Anwendung. Sie wurden Gesetz unter einer militärisch-absoluten Monarchie; eine Nationalgarde kannte das napoleonische Frankreich nicht. Wir aber besaßen die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, und nur in dem Sinne konnte unsere Bürgerwehr eine Bedeutung haben, daß sie nicht Sonntags Parade spielte, sondern mit den anvertrauten Waffen die Volksrechte schützte gegen jeden Uebergriff von oben. Und das war es, was wir thun wollten; von den Verbrechen jener Artikel lastet keines auf uns. Man sagt zu uns: Ihr wolltet die bestehende Verfassung umstürzen. Welche Verfassung meint man? Die neue Preußische? Wem von uns ist das eingefallen? Oder die Frankfurter? Diese zu schützen zogen wir aus. Bei Ihrem Gewissen! meine Herren, sind **wir** es gewesen, welche Attentate auf die Verfassungen gemacht haben? Aber den Bürgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt Das zu behaupten? Wer will es leugnen, daß durch eine Erhebung des ganzen Volkes in Waffen, aber eine großartige friedliche Erhebung, die Krone auch ohne Bürgerkrieg auf den Weg des Fortschritts gedrängt werden konnte? Ja, wenn das Alles wahr wäre, was die Anklageakte uns Schuld gibt, **wenn** wir uns verschworen hätten, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, **wenn** wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu stürmen,

wenn wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer solchen Erhebung, dann, selbst dann würden wir nach einer Niederlage wohl Unglückliche seyn, aber Strafbare keineswegs: wir hätten es gethan, nicht um eine Verfassung umzustürzen, sondern eine wankende zu halten; wir hätten es gethan, nicht um den Bürgerkrieg zu wecken, sondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iserlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die deutschen Schützen auf dem Thurme von Durlach, der in seinen Folgen Dortu zur Kugel, Corvin zum Spinnrade verurtheilte. Wie es geworden ist im Vaterlande, weil wir nicht siegten, das sehen Sie! Wenn wir aber siegten in diesen Kämpfen — bei Gott, meine Herren, statt des Fallbeils, mit dem heute ein rheinischer Staatsprokurator im Bunde mit dem Gesetz des französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt!

Nun aber ist das Alles nicht geschehen, hat nicht geschehen können durch uns, und selbst nach dem Buchstaben des Strafgesetzbuches sind wir schuldlos. Die Herren Vertheidiger haben die Thatsachen bereits in's hellste Licht gestellt, wie diese aus den Zeugenaussagen sich ergeben; ich werde nicht mehr in ermüdendes Detail eingehen, denn ich bin überzeugt, daß schon ehe ein Wort von dieser Seite gesprochen wurde, alle Beweise gegen uns vor Ihrem klaren Verstande in ihr Nichts zerronnen waren. Nur auf eine Thatsache will ich noch aufmerksam machen. Vor tausend Menschen haben wir an jenem Tage, in jener Nacht geredet und gehandelt. Man hat aus jenem Tausend

über dreihundert Personen vernommen, und die Verhandlungen dieser Tage werden Ihnen mehr als einmal den Beweis geliefert haben, daß der Bonner Instruktionsrichter ein Mann ist, der seine Pflicht im weitesten Sinne zu erfüllen versteht. Aus diesen Zeugen hat man die zumeist gravirenden ausgesucht und gegen uns aufgestellt — und Sie haben es mit Ihren Ohren gehört, daß auch nicht ein einziger Zug, der einen wirklichen Beweis gegen uns enthielte, von zweien dieser Zeugen gleichmäßig — erzählt und vereidigt worden ist! Was sagen Sie dazu, meine Herren? Ist es erhört, auf solchen Moorgrund gegen einen Bürger eine dreifache Anklage zu stellen, deren jede auf ein Todesurtheil zielt? Ich verschwende an diese Sache kein Wort mehr; ich habe nicht einmal Veranlassung, aus dem ernsten Tone der Rüge in einen sanftern überzugehen und an Ihr Herz mich zu wenden. Das Einzige, wovon ein Schein übrig bleibt, ist: daß ich Bürger zur Bewaffnung aufgereizt habe. Ich will es Ihnen sagen, wie es mit dieser Aufreizung ging: ich sage es Ihnen gerne, weil in meinem Handeln dies Eine zweideutig scheinen könnte, daß ich von einem Unternehmen, in das ich selbst mich stürzte, Andere eher abzuhalten suchte. Mit voller Schärfe steht jener zehnte Mai noch vor mir: denn dieser Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all meinem Lebensglück schied, er ist mit den glühenden Nadeln des Schmerzes in meine Seele gegraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück vom Herzen weg, doch um 5 Uhr stand in mir noch kein Entschluß fest. Ich ging in die Universität, ich

hielt ruhig und gelassen wie immer meine Vorlesung; es war meine letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düsseldorf: sie schlugen zündend in meine Brust, ich fühlte, daß für mich die Stunde da sey, wo die Ehre gebot, zu handeln. Aus der Versammlung ging ich in meine Wohnung, um Abschied zu nehmen. Ich nahm Abschied von dem Frieden meines Hauses, von dem Amte, das zwölf Jahre mich beglückt, das ich zwölf Jahre, wie ich glaube, treu verwaltet hatte; ich nahm Abschied von dem Weibe, an dessen Besitz ich schon einmal meine Existenz gesetzt, Abschied von meinen schlafenden Kindern, die nicht träumten, daß sie in dieser Minute einen Vater verloren. Aber als ich nun über die Schwelle trat in die dunkelnde Straße, da sprach ich zu mir: „Du durftest diesen Entschluß fassen, denn welches auch seine Folgen seyn mögen, Du weißt es, daß der Trost der Idee und der Ueberzeugung Dich niemals verlassen kann; aber einen andern Gatten, einen andern Vater hast Du kein Recht, mit fortzureißen in den gleichen furchtbaren Entschluß!" In dieser Stimmung betrat ich die Rednerbühne, in dieser Stimmung mahnte ich Jeden ab, dessen Herz nicht fest sey wie das meinige — und aus dieser Rede macht die Anklage eine unmittelbare Aufreizung! Glauben Sie nicht, meine Herren, als wolle ich durch Rührung Sie überraschen, Ihr Mitleiden erwecken. Ja, meine Herren, ich weiß es, und die Begnadigungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr Schuldig ein gewisses Todesurtheil in sich schließt; aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid nicht. Nicht für meine Mitbeschuldigten, denn diesen sind Sie nicht

Mitleiden, sondern eine Genugthuung schuldig für die lange unverdiente Haft; nicht für mich, denn so unschätzbar mir Ihre Theilnahme als Bürger und Männer ist, so wenig hat Ihr Mitleiden für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, sind so furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht schrecken kann. Man hat über das Maaß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft gesteigert, durch die grauenvolle Einsamkeit der Isolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde dringt. Man hat einen deutschen Schriftsteller und Lehrer, der in mehr als Einer Brust die Flamme des Geistes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilsames Herz dazu verdammt, in seelenloser Zwangsarbeit, in Versagung aller geistigen Hülfsmittel langsam hinzusterben. Der Giftmischerin, dem Raubmörder, dem entsetzlichen gräulichen Verbrecher, sobald einmal über seinem Haupt das Wort der Begnadigung erscholl, wird es vergönnt, die Luft seines Rheinlandes zu athmen, das Wasser seines grünen Stromes zu trinken — o, diese vierzehn Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit schon Luft und Wasser der Heimath sind! Mich aber hält der ferne, trübe, kalte Nord; und nicht einmal hinter dem Gitter ist es mir vergönnt, die Thränen meines Weibes zu sehen und in die Aurikelaugen meiner Kinder zu blicken! Ich begehre Ihr Mitleiden nicht, denn wie scharf Ihr Spruch, wie blutig dieses Gesetzbuch sey, Sie können mein Loos nicht gräßlicher machen, als es ist. Der Mann, den man vor diesen Schranken der Feigheit zu zeihen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in seinen verschiedensten Gestalten

so oft, so nah, so kaltblütig in's Auge gesehen, daß auch die Guillotine ihn nicht besonders mehr erschüttert. Ich will Ihr Mitleiden nicht — aber mein Recht verlange ich von Ihnen, mein Recht wälze ich auf Ihr Gewissen, und weil ich weiß, daß Sie, Bürger Geschworene, Ihrem rheinischen Mitbürger sein Recht nicht versagen können, darum erwarte ich mit der ruhigsten Zuversicht aus Ihrem Munde das Nichtschuldig.

Ich habe gesprochen: nun richten Sie!"

Man las aus Köln unter'm 4. Mai: „Nur Eine Stimme herrscht in ganz Köln über den Eindruck, den Kinkels Rede gemacht hat. Sie war ein Muster der Würde und der Hingebung, der höchsten Begeisterung und zugleich der männlichsten Ruhe. Welch ein Stoff zur schönen Phrase lag nicht in seiner Stellung und in seinem ganzen Geschicke? Kinkel aber fühlte, wie hoch erhaben er über dem äußern Prunke stehe. Und so sprach er mit der schlichtesten Einfalt, mit der ungeziertesten Herzensreinheit. Und diese Einfalt, diese Herzensreinheit hat denn einen solchen Eindruck gemacht, daß er selbst die Steine zu erweichen schien. Da war kein Auge thränenleer, kein Auge, ohne alle Ausnahme. Die Zuhörer, die Geschworenen, die Richter, die Gensdarmen und die Schildwachen im Saale wuschen sich die stillen Thränen aus den Augen, wie dies nur selten in den ergreifendsten Momenten der größten Kunstwerke unserer ersten Dichter der Fall ist. Und wahrlich, die lebendigste Phantasie des edelsten Dichters wird schwerlich je einen ergreifenderen Moment erfinden als den, in dem dieser edle Dichter vor seinen Richtern stand und sprach:

„Zum Zeichen meiner Aufrichtigkeit bekenne ich hier mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes: Ich bin ein Socialist, weil mein Herz von je für die Unterdrückten und Armen im Volke geschlagen hat, und ich in der Demokratie einzig und allein Rettung aus unserm unsäglichen Elende sehe. Dafür mit den Waffen, und also auch mit dem scharfen Stahl und der Kugel streiten zu dürfen, ist mein Glaube und meine Ueberzeugung; deßhalb habe ich die Waffe ergriffen!“ Dies einfache, klare Glaubensbekenntniß, das man loben oder tadeln mag, ist in der Stellung, in der sich Kinkel befindet, der höchste Heroismus. Schlachtentod ist Kinderspiel dagegen. Aber hier steht ein Mann, der eben erst den Qualen eines über ihn verhängten kriegsgerichtlichen Urtheils entgangen ist, ein Mann, der den noch grausigeren Qualen eines einsamen Gefängnisses mit entwürdigender, Geist und Herz tödtender Arbeit auf ein paar Tage entrissen wurde, um ihnen in den nächsten Tagen wieder überliefert zu werden. Jedes seiner Worte wird von Denen, die rücksichtslos und maßlos über sein Geschick entscheiden können, auf die Wage gelegt werden; ein halbverschleiertes, demüthiges, reuiges Zugeständniß würde die Qualen seines Gefängnisses mildern, dessen Thore vielleicht in Kürze öffnen und ihn, gebrochen und zerknickt, in Gnaden wieder in's öffentliche Leben zurückschicken. Und im Gegentheile, dieser ruhige Stolz, diese männliche Würde, dieser feste, unzerstörbare Glaube, dies heldenmüthige Beispiel werden vielleicht sein Gefängniß nur um so fester schließen, seinen trostlosen Zustand nur noch trostloser machen. Und in einer solchen Lage der Dinge ein solches Be=

nehmen, ein solches Wort! — Wir sind stolz auf diesen Mann, wir freuen uns in der Tiefe unsers Herzens eines solchen Beispiels. Die Nation hat der Elendigkeiten viel, und viel zu viel, in der letzten Zeit erlebt; wer sie liebt, fühlt sich gedemüthigt, niedergedrückt in dem Gedanken, wie tief so Viele, die einst uns so hoch standen, sich im Sturme der Zeit gedemüthigt und erniedrigt haben. Als Kinkel nach dieser Rede zum Gefängnisse zurückgebracht wurde, begleitete ihn das Lebehochrufen des Volkes. Tausende hatten sich in den Straßen zusammengedrängt, durch die sein Wagen in Mitte einer Schwadron Kürassiere geführt wurde. Jedes Haupt entblößte sich, aus jeder Brust preßte sich ein tiefgefühlter Gruß für den edlen Gefangenen. Tags vorher noch hatten die Offiziere und Polizeiagenten ähnliche Aeußerungen mit Gewalt zu unterdrücken gesucht. Heute wagte Niemand dieselben zu verhindern. Das Gefühl, das Alle im Assisensaale ergriffen hatte, hatte sich auch auswärts und selbst bis in die Reihen der Soldaten fortgepflanzt. Es gibt Triumphzüge aller Art, die Zukunft wird Kinkel um den beneiden, den er gestern als Gefangener zwischen seinen geharnischten Wächtern feierte. Wir aber freuen uns, daß neben so manchem demüthigenden Beispiele unserer Zeit auch dies erhebende steht, denn es stärkt die Nation für die Gegenwart und bürgt ihr für eine bessere, schönere Zukunft."

Die Erwartungen und Befürchtungen für ihn unter seinen Freunden wechselten und waren sehr verschieden. In den Zeitungen las man zuerst: „Die Freisprechung Kinkels, die wir gestern schon meldeten, hat für den unglücklichen Dichter na-

türlich keinen andern Erfolg, als daß er sofort in das Zuchthaus zu Naugardt zurücktransportirt wird. Das erste Mal begnadigte ihn der König zu Zuchthaus, obgleich ihn das Kriegsgericht nur zu Festungsstrafe verurtheilt hatte. Wäre er jetzt in Köln durch das Schuldig der Jury zum Tode verurtheilt, so hätte der König ihn wahrscheinlich nochmals zu Zuchthaus begnadigt und alle Gothaer Zeitungen wären voll gewesen vom Lobe der Milde des kunstsinnigen Königs. Deßhalb mußte Kinkel die lästige Transportation bestehen; denn wozu einen Mann, der bereits lebenslänglich begnadigt ist, noch weiter vor Gericht stellen?"

Was seine Frau für Tage hatte in dieser Maienzeit? Sie schrieb selbst darüber an eine Freundin: „Was soll ich Ihnen von den zuletzt durchlebten Tagen schreiben! Sie gehörten zu den härtesten im letzten Jahr, obgleich sie in der Erinnerung wie ein leuchtender Glücksstern bleiben. Kinkel hat die Kinder sehen und umarmen dürfen. Er hat mir aber erklärt, dieser Schmerz sey ein so vernichtender gewesen, daß er darauf verzichte, die Kinder je wieder zu sehen, wenn er nicht frei würde. Er konnte seinen Thränen gar nicht mehr gebieten, als er in die süßen schuldlosen Aeuglein sah, die ihn verwundert lächelnd anstarrten. — Meinen alten Eltern ward nicht gestattet, den Schwiegersohn zu besuchen. Ich selbst habe mit vieler Mühe einige Gespräche erlaubt bekommen. Die Artigkeiten, die mir dabei gesagt wurden, enthält beifolgender Fetzen eines Zeitungsblatts. — Jetzt weiß ich gar nicht, wo Kinkel ist; ein Gerücht sagt: man werde ihn in das Zuchthaus nach Spandau abliefern,

weil der Direktor Schnuchel ihn zu milde behandelt habe. Offiziere haben ihn heimlich aus Köln weggeholt, und auf Feldwegen in's Bergische gefahren. Von da an hört jede Spur auf. Ich bin in der entsetzlichsten Sorge. Wüßte ich ihn nur wieder in den ehrenhaften Händen des Sir Paulet-Schnuchel, so würde mein Herz ruhiger schlagen. Eine Zeitungsnachricht, daß er Stettin passirt habe, war falsch. — Als ich Kinkel gleich nach seiner Ankunft in Köln sah, erschrack ich, wie er verändert war. Unser Junge kannte ihn nicht, bis er seine Stimme hörte, und ich selbst würde ihn bei einer zufälligen Begegnung schwerlich erkannt haben, wenn ich's nicht vorher gewußt hätte. Die vierzehn Tage Heimathluft, die reichliche und gesunde Kost und vor Allem das Zusammenleben mit den Advokaten (ehemalige Deputirte von der Linken) und seinen Mitangeklagten hatten Wunder gethan, und seine lieben heiteren Züge kehrten zusehends wieder. Würdigeres und Edleres als seine Haltung vor den Richtern ward nie gesehen. Der Präsident selbst versicherte, nie eine trefflichere Rede gehört zu haben als die Kinkels. Sie können sich bei der bloßen Lektüre gar keinen Begriff von der Wirkung machen. Es ist, als sollten Sie vom Anblick eines Notenblatts die Vorstellung haben, wie solche Musik von der Malibran gesungen die Herzen erschüttere. Der ganze Saal, Niemand ausgenommen, weinte. — Kinkels Fahrt nach dem Kerker war ein wahrer Triumphzug. Viele Tausende füllten die Straßen, durch die er zog, und riefen ihm Beifall zu. Er wird furchtbar dafür büßen müssen, daß er so geliebt ist. Die Landleute gingen Nachts von Hause weg,

um aus dem fernen Sieggebirg noch Köln zu erreichen. Die Wachen trieben sie zurück; denn die gesetzlich garantirte Oeffentlichkeit der Verhandlungen war willkürlich aufgehoben. Den ganzen Tag harrten die Leute draußen auf der Straße, um wenigstens im Vorüberfahren ihren „getreuesten Mann" (so nennen sie Kinkel) noch einmal zu sehen. — Mündlich mehr von diesen drei Wochen, in denen ich das Leben eines armen Spinnchens begreifen lernte, dem eine rohe Hand stets sein Netz zerreißt, das es stets geduldig wieder Fädchen für Fädchen anklebt. Zuletzt kam ich zum Tod erschöpft und krank nach Bonn zurück. Wieder wie damals in Rastatt hatte ich die Sprache verloren. Jetzt erhole ich mich langsam, doch so traurig bin ich, daß nicht einmal mehr die Hoffnung bei mir heraufzubeschwören ist. Mein einziges Labsal ist die in der Kunst sich aussprechende Resignation, wie ich sie vorzugsweise im Stabat Mater von Pergolese und in einigen Chören Händels finde. Die Melodie: „Bringet Lorbeere, Palmen bringt, streut sie auf des Helden Grab, Von so schwerer Leiden Last Ruhe sanft o Held nun aus!" diese spiele ich mir in der Dämmerung, und löse den formlosen Druck meiner Seele in den bewußten Schmerz auf. Daß ich diesem sanften gütigen empfindungsreichen Manne nichts Gutes thun kann! Daß ich mir ihn denken muß frierend, entbehrend, und dem Haß und Hohn niedriger Menschen preisgegeben! Die Niedrigkeit des Rohen, Ungebildeten verletzt nicht; in dem Derben liegt noch eine ursprüngliche Gemüthlichkeit. Aber schauderhaft, giftig, von tausend Stacheln umstarrt ist die Niedrigkeit der Feinen, Mäch-

tigen. Kein Rheinschürger wäre auf eine so raffinirte Gemeinheit verfallen, als die ist: einen Dichter Wolle spinnen zu lassen. — Der Satz: „Quando corpus morietur, fac ut animae donetur Paradisi gloria,“ [1] muß mir mit seinen erhabenen Accorden Kräftigung geben, um die Standhaftigkeit in mir auszubilden, die ich nach dem Kölner Urtheilsspruch den neuen Qualen entgegensetzen muß, die er hervorrufen wird. Daß Kinkel unschuldig befunden wurde, werden die Pharisäer ihn bald entgelten lassen. So lange noch ein Richter, ein Kerkermeister bekennt: „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen!“ so lauter schrieen sie: Kreuziget ihn! — Ob die nächste Nachricht, die ich erhalten werde, meinen Stoicismus genug ausgebildet finden mag? Allabendlich gehe ich und erkundige mich, ob keine Zeitung seinen jetzigen Aufenthaltsort bringt. — Geduld! Geduld!“

Nicht nur die Gensdarmen, welche Zeugen beschimpften, die Berichterstatter chikanirten, die Gefangenen malträtirten, indem sie ihnen Wein und Apfelsinen, von Frau Kinkel und einer andern Dame geschickt, zu genießen verboten, auch der Oberprokurator John hat eine staunenswerthe Brutalität entwickelt. Der Frau Kinkel, die um die Erlaubniß bat, ihren Mann sprechen zu dürfen, entgegnete er: er begreife nicht, warum Kinkel seine Kinder sehen wolle, und es sey ein Skandal, daß das Kriegsgericht ihn nicht zum Tode verurtheilt habe.

[1] Sinket dann der Leib zur Erde,
Mache, daß der Seele werde
Deines Himmels Herrlichkeit.

Wirklich hielt er die Frau so lange hin, daß sie ihren Mann nur fünf Minuten lang und natürlich durch ein Drahtgitter sprechen konnte. Prokurator John heißt dieser Fromme.

Während die Gattin diese schweren Ahnungen hatte, hoffte man am Rhein das Beste, doch nicht ohne Furcht. Man las: Man ist hier sehr gespannt, welche Folgen die Aufrichtigkeit Kinkels vor den Assisen in Bezug auf sein Schicksal haben wird. Die gemäßigte Partei zweifelt nicht daran, daß die durch conservative Blätter verbreitete Nachricht von einer Milderung seiner Lage wahr sey. Die Offenheit und Ruhe, mit der ein Mann in so entsetzlicher Situation, zwischen Schaffot und lebenslänglicher Zwangsarbeit, sich vor seinen Richtern zu seinen Grundsätzen und Handlungen bekannte, sollte ihm billig die Achtung auch seiner Gegner verbürgen. Trotz aller Zeitungs-Correspondenzen indessen aus Spandau, denen zufolge ein Ministerialschreiben den dortigen Behörden eine schonende Behandlung anempfohlen haben soll, befinden sich die Anhänger Kinkels in großer Besorgniß, da sich ein Gerücht verbreitet hat, als sey Kinkel in Folge seiner Freisprechung vor den Geschworenen schlimmer als je angeschrieben. Man beruft sich bei dieser Besorgniß auf den Umstand, daß zu Anfang des Naugardter Aufenthalts des unglücklichen Gelehrten, ebenfalls offiziell, dessen Nöthigung zum Wollespinnen geläugnet wurde, die sich später dennoch bestätigte. Es cirkuliren aufgefangene Aeußerungen von Offizieren über Kinkels Versetzung nach Spandau, welche das Schlimmste befürchten lassen. Sehr auffallend ist jedenfalls der Umstand, daß mehrere Gegenstände des einfachsten Lebens-

bedürfnisses, deren sich zu bedienen dem Gefangenen bisher gestattet war, ihm nicht nach Spandau verabfolgt, sondern nach Bonn zurückgesendet worden sind. Auch ist, wie ich höre, Kinkels Correspondenz mit seiner Frau seit jener Zeit abgeschnitten, und keine Zeile von seiner Hand hellt das Dunkel auf, das seit seinem Verschwinden aus Köln über seinem Loose schwebt. Man weiß, wie abhängig der Sträfling eines Zuchthauses von dem guten oder bösen Willen seiner nächsten Vorgesetzten ist, und wie die Bildungsstufe eines Kerkermeisters sich zu der eines deutschen Gelehrten verhält. Direktor Schnuchel in Naugardt war nicht blos ein Ehrenmann, sondern ein Mann von Zartgefühl und von hinreichender Bildung, um die feine Gränzlinie zu finden, die zwischen seinen Instruktionen und dem Gesetz der Menschlichkeit lag. So hatte er z. B. von allen Wärtern der Anstalt den gutartigsten und gesittetsten für Kinkels Zelle auserwählt. Er hatte, da er den ausdrücklichen Befehl des Ministers des Innern nicht umgehen durfte, wenigstens dafür gesorgt, daß die reinlichste der vorgeschriebenen Zwangsarbeiten, das Spulrad, statt anderer grober anstrengender und den Sinnen widerlicher Beschäftigungen dem Gefangenen angewiesen wurde. Wie, wenn ein Mann andern Schlags jetzt über Kinkels Thun und Lassen zu bestimmen hätte? Wir hoffen, die preußische Regierung wird die Stimmung bedenken, die in der Rheinprovinz und in ganz Deutschland sich geltend machen wird, wenn es plötzlich einmal heißt: „Kinkel ist seinen Kerkerleiden erlegen!“ Wir sehen dabei ganz ab von der politischen und rechtlichen Seite, von welcher Kinkel schuldig erscheint — wir appelliren

nur an die Menschlichkeit. Wir erinnern dabei an den Spruch des Kriegsgerichts, das Kinkel zu Festungsstrafe, nicht zum Zuchthaus verurtheilte.

In Spandau.

Der Dichter war nach Spandau gebracht auf ungewöhnlichen Wegen, in tiefstem Geheimniß, eiligst hinweg geführt. Die Regierung hatte gefürchtet, die Demokratie habe alle Straßen und Bahnhöfe mit ihren Muthigsten umstellt, um Kinkel unterwegs zu befreien. Ob sie Grund dazu hatte? —

In Spandau war Kinkels Schicksal ein über alle Maßen gräßliches. Seine Feinde schäumten vor Wuth über sein Kölner Auftreten. Der König wollte seinen Namen aus keinem Munde, der für ihn sprach, hören, selbst aus dem Bettina's nicht. Die Peinigungen, die der Dichter jetzt erlitt, waren so teuflisch, daß, als Kinkel kürzlich befreit im Freundeskreise davon erzählte, die Erinnerung daran ihn so furchtbar erschütterte, daß er zwei Nächte darauf Nervenzucken hatte. Wir müssen es dem Gepeinigten überlassen, das Gericht an seinen Peinigern durch die Darstellung der Einzelheiten der Teufelei in ihrer ganzen gräßlichen Wahrheit an Denen zu vollziehen, denen sie zur Last fallen.

Keine Farbe, keine Gestalt wurde vor das Auge gelassen, das nur von Gestalten lebte, als die Gestalt des Werkzeugs, das zu seiner Peinigung auserſehen war. Sie schlagen es nicht genug an, schrieb seine Frau um diese Zeit, wie Alles, was

nur Farbe und Gestalt hat, unschätzbar für den ewig Einsamen ist, dessen Auge nach Bildern schmachtet. Er erblickte einmal beim Vorübergehen in Naugardt ein Schränkchen in der Stube des Wärters, welches ein Zierrath nach Art der antiken Giebelbedachung zeigte. Dies gab ihm Stoff, über die Unsterblichkeit der Formen zu grübeln, die nach Jahrtausenden einen Gruß aus dem heitern Hellas dem armen Gefangenen eines pommer'schen Zuchthauses bringen.

Ueber seine Peinigungen durfte kein Wort in's Publikum, auch nicht an seine Frau. In Naugardt durfte er alle acht Tage einen Brief schreiben, in Spandau alle Monate, und auch Das wurde nicht immer ihm vergönnt. Ausdrücklich war ihm gedroht, wenn auch nur eine Zeile in's Publikum komme, selbst von Dem, was er unter den Augen der Behörde schrieb, so werde ihm auch diese Gunst entzogen. In seinen Briefen an seine Gattin wurden von der controlirenden Behörde, seit er in Spandau saß, Censurstriche angebracht, die Manches unleserlich machten. In gleicher Weise wurden Stellen in den Briefen seiner Frau unleserlich gemacht, ehe er sie erhielt. Die Aushängebogen von der zweiten Auflage seiner eigenen Gedichte hatte ihm seine Frau nach Spandau geschickt, damit er sich an dem Anblick des zierlichen Abdrucks erfreuen möchte. Sie wurden ihr als „ungeeignet" zurück geschickt. Dies war um so lächerlicher, als es gerade die Abdrücke der ersten Gedichte: Dorothea, Margaretha und anderer Legenden waren.

Als er an der Grippe erkrankte, bekümmerte sich Niemand um ihn, kein Mensch und kein Thier. Welch ein unaussprech=

lich guter Mensch ist er, sagte seine Frau, daß er dennoch nicht die mindeste Verbitterung in seinen Briefen durchfühlen läßt, sondern uns Alle noch aufzuheitern strebt. Und jene Menschen (?) bleiben ungerührt!

Die Umgebungen des Königs blieben ungerührt. Als die Zeitung für Norddeutschland an alle Männer der Wissenschaft die Aufforderung enthielt, für den gefangenen Dichter in die Schranken zu treten, da las man in dem Organ Manteuffels, in der deutschen Reform: „Die Zeitung für Norddeutschland enthält eine Aufforderung an die Männer der deutschen Wissenschaft, im Namen der letztern ohne Rücksicht auf die politische Partei ihr Schweigen zu brechen, und den Gewalthabern in Preußen, welche Kinkel in dunkler Zuchthauszelle verkümmern lassen, zuzurufen:

„Wo ist der Gewaltige der Erde, der es wagen darf, die Wissenschaft wie eine Sklavin in den Staub zu treten? Zeige ihr die schuldige Achtung in Gottfried Kinkel! Gib freien Raum seinem Genius! Oder fürchte den Fluch der Gebildeten des Jahrhunderts, fürchte des Sängers Fluch!"

Die Redaktion der eben genannten, aber nicht besonders conservativen Zeitung hat den Takt gehabt, durch Stellung des Aufrufs unter die bezahlten Inserate die Verantwortlichkeit für denselben abzulehnen und dieselbe dem Verfasser als solchem zu überlassen. Dennoch könnte es bei der heutigen allgemeinen Begriffsverwirrung und Phrasenherrschaft keine Verwunderung erregen, wenn diese pathetische Anrede in der deutschen Presse einen Widerhall fände. Wir wollen daher gleich

jetzt die Richtigkeit des Raisonnements darlegen, welches im Namen der Wissenschaft eine sonst durch Nichts gerechtfertigte Beugung des Gesetzes zu Gunsten Kinkels fordert.

Wohl mag es der Mann, der von frühester Jugend an mit Kunst und Wissenschaft sich beschäftigt hat, der nur an geistige Thätigkeit gewöhnt, dem selbst die Blüthe alles geistigen Lebens, die schöpferische Kraft des Dichters, in anerkennenswerthem Maße zu Theil geworden ist, härter empfinden als alle seine Leidensgefährten, wenn er in Gesellschaft von verworfenen, gemeinen Verbrechern zu schweren, mechanischen Arbeiten genöthigt wird. Die aber, welche so gewaltigen Lärm über diese vermeintliche Barbarei erheben, vergessen, daß gerade sie es sind, welche immer und immer die Gleichheit vor dem Gesetz als erste Bedingung eines wahren Rechtszustandes hingestellt haben, und daß eine Beugung des Gesetzes ohne sonstigen zureichenden Grund zu Gunsten eines geistig hochbegabten Verbrechers eben so wenig zugelassen werden darf, als die andern beiden undemokratischen Momente der Gesellschaft, glänzende Geburt und Reichthum, jetzt noch einen Anspruch auf eine solche, die Gerechtigkeit verletzende Gunst gewähren können und dürfen.

Es ist wahr, die gemeine Strafe trifft den geistig begabten und gebildeten Mann härter, unendlich härter als den gemeinen Verbrecher, der vielleicht von frühester Kindheit an in den verpesteten Höhlen des Lasters aufgewachsen, ohne jegliche Entwicklung eines sittlichen Bewußtseins, nur von wilden, physischen Trieben beherrscht, das Eigenthum verletzt. In dem-

selben Verhältniß aber ist auch die Verantwortung eines Mannes, der unendlich mehr als jener im Stande ist, Recht von Unrecht zu unterscheiden, größer als die des zum Diebe erzogenen Verbrechers aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft, und diese Verantwortung findet nur darin ihre gerechte Verwirklichung, daß die formell gleiche Strafe den in viel höherem Grade schuldigen, geistig gebildeten Mann in viel härterer Weise berührt.

Und eben jene hohe, geistige Bildung und Begabung Kinkels, welche ihn würdig in die Reihe jener genannten Koryphäen deutscher Kunst und Wissenschaft hätte stellen können, ist ein Grund, keine Gnade walten zu lassen gegen den Mann, welcher mit vollem Bewußtsein die eiserne Gerechtigkeit gegen sich herausgefordert, welcher die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft viel schwerer verletzt hat als alle die wegen einzelner gemeiner Verbrechen verurtheilten Genossen seiner Gefangenschaft. Die Verbrechen des Räubers, des Diebes, des Mörders sind einzelne Verletzungen der bürgerlichen Gesellschaft; die Schilderhebungen der Demokratie aber stellten diese selbst völlig in Frage, läugneten das Prinzip, auf welchem sie beruht, erschütterten daher jegliches Rechtsbewußtsein, gefährdeten das Recht selbst in viel höherem Grade als die gemeinen Verbrecher, und nur der mattherzigen Feigheit und sittlichen Verworfenheit unserer Tage verdanken wir es, daß es diesen wilden Schaaren und mehr noch ihren geistig begabten Führern so oft gelungen ist, unter dem Vorwande politischen Märtyrerthums die strafende Gewalt des Gesetzes zu entwaffnen.

Strafbare Schwäche daher wäre es von Seiten der Staats=gewalt, wenn sie einen der gefährlichsten Führer der rothen Demokratie dem verletzten Gesetz zum Hohne begnadigte, wenn sie dem Genius Kinkels freien Raum geben wollte zu neuer Entfaltung der rothen Fahne, wenn sie den Fluch eines Sän=gers fürchtete, gegen dessen wilde Schaaren sie diejenigen ge=sellschaftlichen Zustände vertheidigen mußte, welche allein der Kunst und Wissenschaft die Möglichkeit einer Existenz, einer Entwicklung gewähren.

Eben durch seine hohe geistige Begabung, durch die ihm gewordene Weihe der Wissenschaft und Kunst hat Kinkel das Recht verwirkt, ein Führer der Demokratie zu seyn. Wenn er es doch war, so ist es seine eigene Schuld, nicht die der Macht=haber, wenn er zu gemeiner Beschäftigung in gemeiner Ge=sellschaft hinabsank.

Die angerufenen Männer der Kunst und Wissenschaft dürf=ten schwerlich eine Veranlassung finden, für den abtrünnigen Jünger, für den Führer einer Partei in die Schranken zu treten, deren Sieg in Deutschland für immer jegliche Kunst, jegliche Wissenschaft unter den Fußtritten von Barbaren vernichtet hätte, die ein großer englischer Geschichtsschreiber für schlimmer hält als die Hunnen und Vandalen der Völkerwanderung."

Die Abendpost erwiederte darauf am 8. Juli: „Auf dem Gebiet der einfachen Thatsachen ist die Frage von Herrn Man=teuffel und Genossen bis jetzt unbeantwortet geblieben: „Ist Kinkel zum Zuchthause verdammt oder nicht?" Das, was die deutsche Reform vorbringt, das sind eben die Thatsachen nicht.

Die „eiserne Gerechtigkeit" des Kriegsgerichts zu Rastatt hatte Kinkel zur Festungsstrafe verdammt. In's Zuchthaus umgekehrt ist er durch einen Gnadenakt gekommen. Wie das auf dem Boden der „eisernen Gerechtigkeit" zugegangen, ist eben das zu wissen Wünschenswerthe. Beantworte es doch die deutsche Reform, aber — keinen Salm wie gestern — einfach, nur auf dem Boden der Thatsachen geblieben. Das Weitere wird sich finden." Und am 10. Juli, als Herr Manteuffel Nichts zu erwiedern wußte, schrieb sie: „Die „deutsche Reform" ist schlimmer als Sir John Falstaff. Dieser lehnte doch blos die Angabe von Gründen ab; sobald es sich nur um Thatsachen handelte, hatte er bald ein Dutzend Kerle in Steifleinen bei der Hand. Das ministerielle Blatt erklärt sich für zu schwach, um prinzipiell mit uns zu streiten, und hält sich die Ohren zu, wenn wir mit unseren Fragen strenge auf dem Gebiete der bloßen faits accomplis bleiben. Wenigstens haben wir bis heute noch keine Antwort auf unsere Erkundigungen über Kinkel erhalten, und doch hat die „deutsche Reform" die Angelegenheit wegen der „eisernen Gerechtigkeit" zuerst angeregt, und doch haben wir ihr Zeit genug gelassen, um die nothwendigen Instruktionen einzuholen. Wir sind aber zähe und werden die nähere Beleuchtung der bewußten „eisernen Gerechtigkeit" nicht eher einstellen, als bis die „deutsche Reform" uns über die „bloßen Thatsachen" eines Bessern belehrt oder durch ihr Schweigen dem gesammten Publikum bewiesen hat, wie es um die „eiserne Gerechtigkeit" steht.

Für heute haben wir folgende Fragen, als Ergänzung unserer

neulichen: Ist es wahr, daß die Kriegsgerichte in Baden angewiesen waren, ihre Urtheilssprüche, im Falle der Schuld, auf Tod oder zehnjährige Festungsstrafe lauten zu lassen? Ist es wahr, daß Kinkel demungeachtet zu lebenslänglicher Festungsstrafe verdammt ward? Ist es wahr, daß man — statt diesen Spruch zu kassiren und die Sache einem neuen Kriegsgerichte zu überweisen, wozu man allein berechtigt war — ihm einen andern substituirte, der auf lebenslängliche Zuchthausstrafe lautete, ohne daß irgend ein Civil- oder Militär-Tribunal zu Rathe gezogen wäre? Ist es endlich wahr, daß die damals längst gültige Verfassung vom 5. Dezember eine solche Kabinets-Justiz ausdrücklich verbietet?

Damit genug für heute! Die „deutsche Reform" vergesse nicht, daß sie die Frage wegen der „eisernen Gerechtigkeit" zuerst angeregt hat, daß wir uns hiebei genau auf den Boden stellen, den doch ein Blatt des Ministeriums Manteuffel unmöglich desavouiren kann — auf den Boden der Verfassung vom 5. Dezember, auf den Boden der Kriegsgerichte in Baden! Sie darf daher die Antwort nicht verweigern, ohne einzugestehen, daß sie die Behauptung wegen der „eisernen Gerechtigkeit" leichtsinnig in die Welt hinausgeschickt hat, ohne sie vertheidigen zu können, ohne einzugestehen, daß sie die Verfassung — die oktroyirte so gut wie die revidirte — nicht mehr anerkennt!" — Die deutsche Reform verstummte.

Die jüngeren Männer der Wissenschaft traten für den Dichter und Patrioten in allen Blättern auf; die Koryphäen der Wissenschaft, die älteren und gealterten, rührten sich nicht:

sie schwiegen, nach deutscher Gelehrten Art. Die Kreuzzeitung und Manteuffel hatten Recht.

Selbst der Nürnberger Correspondent schrieb unter der Ueberschrift: „Noch einmal für Kinkel" unter Anderem: „Kinkels Lage ist buchstäblich folgende: Er ist in Spandau als Zuchthaussträfling; der Unterschied zwischen einem Festungsgefangenen und einem Zuchthaussträfling ist ein grausenhafter. Das Spandauer Zuchthaus ist für Verbrecher schwerster Art bestimmt und nimmt den Abschaum der Hauptstadt auf. Für solche Bewohner ist das Haus eingerichtet, bis zu den passenden Bütteln. Kinkel muß dreizehn Stunden per Tag Wolle spulen. Er kann nicht so viel Nahrung hinabbringen, als zur Erhaltung seiner Gesundheit nöthig ist. Er war krank und blieb ohne Arzt, ohne Pflege, ohne Theilnahme. Er hat Monate lang den Genuß der freien Luft entbehren müssen. Er ist der Willkür eines Vorgesetzten preisgegeben, der „Frommer" im höchsten Grade ist. Der Besuch seiner Frau wurde verweigert, „weil sie seinem Seelenheil, seiner Bekehrung hinderlich sey." Er ist in Isolirhaft gekommen: eine langsame Hinrichtung, die ein lebendiger Geist kaum ein Jahr aushalten kann. Das ist die wahre Lage Kinkels. Diese Schilderung kann nur Lügen gestraft werden durch eine Gegenerklärung von Kinkel selbst; man fordere sie von ihm; wenn er sie geben kann, so wird er sie geben. So lange aber bleibt das Gesagte ein schwarzer, böser Fleck auf dem Staate der Intelligenz! Der König kann eine solche Strafe nicht wollen: dazu denkt er zu edel, zu ritterlich; das Ministerium wird sie nicht wollen: eine solche Rache gegen den Ge=

fangenen wäre zu kleinlich, zu erbärmlich für ein Ministerium, das berufen ist, die Geschicke Deutschlands zu ordnen, für die Ehrenmänner, die das Ministerium bilden. Die Nation aber darf nicht länger müßig gegenüberstehen dem gräßlichen Geschicke eines ihrer größten Dichter der Gegenwart. Sie flehe aus allen Gauen des Vaterlandes um Milde, um Menschlichkeit für den Gefangenen. Als Kinkels Leben zu Rastatt in Gefahr war, da trat die ganze deutsche Journalistik für ihn auf; jetzt ist sein Leben wieder in Gefahr und auf viel entsetzlichere Weise. So trete sie nun noch einmal auf für ihn, laut und allgemein, daß es bis in den Saal des Königs, in das Kabinet der Minister klinge. Und nicht allein die Menschlichkeit: die Würde der Intelligenz, die Heiligkeit der Poesie gebietet eine andere Behandlung Kinkels. Auch die Würde des Staats gebietet sie; diese Würde wird durch eine solche Behandlung moralisch und politisch verletzt. Der Feind dieser Staatswürde mag bestraft werden; aber durch solche Strafe wird der Strafende selbst zum Feind."

Adolph Stahr hatte den trefflichen Gedanken, von der stumpfsinnigen deutschen Gelehrtenwelt weg die Theilnahme der Briten zu suchen. In England wollte und konnte man nicht glauben, daß solche Dinge in Deutschland möglich seyen, wie die Umgebungen des Königs von Preußen sie sich gegen einen solchen Dichter und Mann erlaubten. Im September 1850 schrieb er an den Rector der Universität Edinburg, Herrn L. S....: Sie wollen Etwas von Kinkel hören, weil Sie, wie Sie sagen, nicht glauben können, daß die — Dinge wahr

seyen, welche man Ihnen gerüchtweise über die Behandlung dieses Mannes mitgetheilt. Sie fügen hinzu, daß die englische Presse über alle diese Dinge in vollständiger Unwissenheit sey — daß sie sich sonst, wenn jene Gerüchte gegründet, wenn diese Unmenschlichkeiten wahr wären, sicher der Sache der Menschlichkeit annehmen würde. Ach, lieber Freund, jene „Gerüchte" sind keine Uebertreibungen: sie sind nur allzuwahr; sie bleiben zum Theil noch hinter der ganzen Wahrheit zurück. Es ist wahr, daß einer der begabtesten Dichter, daß ein Mann, der selbst seinen Feinden im Kriegsgerichte Achtung abzwang, dem gemeinsten Verbrecher gleich, in einsamer Zelle eines Zuchthauses für Diebe und Raubmörder, das Spulrad dreht. Es ist Wahrheit, daß Kinkel bis auf diesen Augenblick noch immer noch zwölf Stunden Wolle spult, um täglich für den Staat nicht ganz drei Silbergroschen Tagelohn und für sich selbst drei Pfennige Ueberverdienst zu erwerben. Es ist Wahrheit, daß man ihm nur alle Monate einmal Feder und Dinte vergönnt, um einen Brief an sein Weib und seine Kinder zu schreiben; Wahrheit, daß man ihm nicht gestattet, die Fülle der Gedanken, die in dem Kopfe des Einsamen durcheinander wühlen, niederzuschreiben und so sein Hirn von der Qual der rastlosen innerlichen Arbeit zu entlasten. Es ist wahr, daß man ihm den Genuß der freien Luft des Himmels entzieht, daß man ihn in der Züchtlingsjacke, mit geschorenem Haupte, der Rohheit der Kerkerknechte überantwortet, die ihn wie einen Sklaven Du zu nennen berechtigt sind; wahr, daß man seinem Weibe nicht gestattete, den Erkrankten zu sehen und

ihn mit dem Troste ihrer Liebe zu erquicken; daß man ihm selbst den Trauring vom Finger streifte, das letzte Erinnerungszeichen seines häuslichen Familienglücks; wahr, daß man ihm die tröstenden und erhebenden Briefe von Freunden vorenthielt, während man ihm die angreifenden und kränkenden Zuschriften selbst unbekannter Menschen treulich zustellte; wahr, daß man ihm selbst die Briefe seines Weibes, die man ihm zukommen ließ — (die, welche die Censur des Kerkermeisters nicht passiren, werden ohnehin z u r ü c k g e s c h i c k t!!) — wieder fortnahm, nachdem er sie gelesen; daß man seinem Weibe untersagte, ihm in ihren Briefen den Trost mitzutheilen, daß sie Schritte zu seiner Begnadigung oder zur Milderung seines Schicksals versuche; daß man kleine Gaben der Liebe, wie neulich eine Schachtel mit getrockneten Pflaumen, nach denen der Leidende aus diätetischen Gründen Verlangen getragen, als „ungeeignet" der armen Frau zurücksandte. Es ist endlich Wahrheit, furchtbare Wahrheit, daß alles Dies und Anderes aufgeboten wird, um den starken Mannessinn des Gefangenen zu brechen, um ihn zum Abfall von sich selbst, von seiner Ueberzeugung zu bringen, und daß auf die Dauer — zwar dies nicht gelingen wird, daß aber Leib und Seele des Gefangenen in diesem ungleichen Kampfe zuletzt unterliegen müssen.

Alles Dies ist nackte einfache Wahrheit. Alles Andere, was gewisse Zeitungen von Erleichterung seiner Lage, von der Erlaubniß zu wissenschaftlicher, einem Geiste wie Kinkel angemessener Beschäftigung erzählen, unabsichtliche oder absichtliche Lüge.

Ich befinde mich in dem Falle, Ihnen die Beweise für

alle diese Dinge liefern zu können, und bitte Sie nur vorerst von denselben keinen öffentlichen Gebrauch zu machen. Diese Beweise sind Bruchstücke aus eigenen Briefen Kinkels an seine Gattin. Beachten Sie wohl, daß diese Briefe von seinem Kerkermeister — Gesewig heißt der fromme Mann und eifrige Bekenner der reinen Lehre Christi — vor der Absendung derselben gelesen wurden, daß von dem Willen dieses Mannes die Absendung abhing, und daß der Gefangene aus sehr naheliegenden Gründen auf einen Leser rechnen mußte, der zwischen den Zeilen zu lesen verstand. Dennoch aber sind diese Briefe ein historisches Zeugniß für die Qualen, welche im Jahre 1850 ein besiegter politischer Gegner im christlichen Staate erduldet. Sie sind aber zugleich ein herrliches Zeugniß für die Charakter-Schönheit des Mannes. Er, der Gefangene, freier in seinem Kerker als seine Peiniger, die ihn bewachen, er hat noch Worte des Trostes für die Freunde, die um ihn klagen und weinen. Er, der von der Gewalt zu Boden Geworfene, erhebt sich, um Andere aufzurichten, die sein entsetzliches Geschick in Verzweiflung versetzt. Auf Lebenszeit der Welt beraubt, lebendig begraben, von dem Theuersten auf ewig getrennt, vertraut er seinem Sterne, verzagt er allein nicht an seinem Schicksal; und wenn jede Hoffnung ihn zu verlassen scheint, bleibt ihm als letzter Trost der Gedanke, für eine edle Sache ein Märtyrerthum zu leiden, das früher oder später zum endlichen Siege der Freiheit und Menschlichkeit hinführen muß.

Ich glaube, daß Sie, lieber S., diese Fragmente nicht ohne die tiefste Bewegung lesen werden. Es sind noch Jedem

die Augen feucht geworden, dem ich sie mitgetheilt, und das Herz im Leibe hat sich mir umgewendet vor Jammer, als Johanna Kinkel sie mir zuerst vorlas. Noch rührender aber und erhebender ist ein anderer Brief, mit dem er, der Gefangene, vor dem die unendliche Wüste „auf Lebenszeit" gähnt, einer Freundin Trost zuspricht, welche sich sein furchtbares Geschick so schwer zu Herzen genommen, daß ihrem Leben dadurch Gefahr droht. Hören Sie, was und wie er zu ihr spricht, und bewundern Sie mit mir die seltene Seelenstärke eines Mannes, der inmitten der Todespein ewiger Trennung von Allem, was ihm theuer, noch Worte der Erhebung für Andere hat, die um seinetwillen sich härmen und grämen."

Der edle Charles Dickens (Boz), der gefeiertste lebende Dichter Englands, schrieb drei Artikel über Gottfried Kinkel, seine Schriften und sein Schicksal, in seinen über die ganze Welt verbreiteten **Household-words**. Kaum hatte Charles Dickens in den **Household-words** seine Stimme für Gottfried Kinkel erhoben, als auch schon bei ihm von Gesellschaften sowohl als von Privatmännern aller Stände und Parteien von allen Seiten Anfragen einliefen, wie dem unglücklichen Dichter zu helfen sey, und was gethan werden müsse, ihn zu befreien. Denn Alles war bereit, zu diesem edlen Zwecke beizutragen. Alle liberalen Blätter im ganzen Königreiche, schrieb man einem norddeutschen Blatt, griffen die Sache ernstlich an, und mit Ausnahme von Kossuth hat keiner der Helden der letzten drei Jahre so viel Sympathie in England erregt wie Kinkel. Ich lege Ihnen hier einen Brief eines unserer hochgeachtetsten Schrift-

steller, Walter Savage Landor, an Dickens bei, den er am 30. v. M. im Examiner veröffentlichte, woraus Sie ersehen mögen, wie die edelsten Geister unserer Nation die Sache ansehen.

Walter Savage Landor an Charles Dickens. [1]

Mein theurer Dickens! Es ist glorreich, zwischen Scott und Shakespeare zu stehen. Aber eine höhere Krone, als der Genius verleihen mag, gebührt dem Manne, der unabläßig und energisch für das Wohl seiner Mitmenschen gestrebt und gewirkt hat. (Der Briefsteller entwickelt darauf die Verdienste, welche in dieser Beziehung sich Dickens durch seine Schriften um Englands Volk erworben hat, und fährt dann fort:)

Was mich treibt, diesen Brief an Sie zu richten, mag scheinbar mit unserer Politik und Literatur Nichts zu thun haben. Aber auch nur scheinbar. Denn in der Politik ist es unsere Aufgabe, jeder Gewalt und jedem Unrecht entgegenzutreten; in der Literatur, den Mann der Bildung und Wissenschaft, den Tugendhaften, Tapfern und Unglücklichen zu vertheidigen. Die Aufgabe haben Sie edelherzig erfüllt in Betreff des wackern Kinkel in Ihrem Household-words Nr. 32.

Sie sagen, das Haus Hohenzollern setze eine alte Rivalität fort mit dem Hause Habsburg. Der König und der Kaiser

[1] Der „Examiner“ bemerkt dazu: „Seit der Zusendung dieses Briefes ist das glückliche Entkommen Kinkels gemeldet. Aber dies Faktum verändert und modificirt nicht die barbarischen Züge (the barbarous features) des Falls, so weit das preußische Gouvernement davon betroffen wird.“

schauen grimmig und grauslich über die Hecke, die sie trennt, ballen die Fäuste, schütteln ihre Ellenbogen, und während der Eine schreit: „Schlage mich, wenn du darfst!“ antwortet der Andere: „Schlag du zuerst.“ Jeder ist zum Fechten bereit, wenn das Fechten per Stellvertreter (by proxy) geschehen kann und wenn der Kampfpreis aus eines Nachbars Tasche kommt. Unser König Jakob I. war der Prototyp von Friedrich Wilhelm: ein Theolog, ein — — — —, ein Mann von vielen Worten, die er alle — — — — — — — — — — — — — — —. Ein blankes Schwert war Beider Augen ein Gräuel und bei Beiden von gleich dissenterischer Wirkung. Friedrich Wilhelm setzt jetzt seinen Ruhm darein, Das in Spandau zu thun, was der Kaiser Franz in Spielberg that: er muß auch seinen Silvio Pellico haben.

Preußen, die aufgeklärteste Nation der Erde, wird vielleicht in nicht allzu langer Frist seine schlummernde Energie erwecken und seine beschimpfte Ehre rächen. Für diesen Fall ist es mein glühender Wunsch, daß Gerechtigkeit und neue Gerechtigkeit zu Spandau geübt werde. Dort sitzt in enger Einzelhaft, ohne Bücher, ohne Feder und Dinte, ohne Verkehr mit Menschen, die ihn lieben, Kinkel in der Kleidung des niedrigsten Verbrechers. „Sein Trauring,“ erzählen Sie uns, „ist ihm genommen; Licht ihm nur vergönnt, so lang er spinnt. Für dreizehn Stunden spinnen erwirbt er täglich 3 Pence für den Staat und einen Halfpenny für sich.“ Hoffen wir als Christen, daß keine schwerere Strafe den — — — treffen möge, der diese Sentenz — — — — hat. Die hier

angedeuteten Facta verdienen in der That **Households-words** zu seyn: Worte, die in jedem Palast, in jeder Bürgerwohnung, in jeder Hütte gelten werden. Diese Thatsachen verheimlichen wäre die niedrigste Feigheit, und wäre Uebertreibung möglich: ein Versuch, sie zu übertreiben, würde sie nur schwächen. Aber ich bin fern von den Hoffnungen, die Sie für eine Freilassung Kinkels hegen. Das Urtheil war ein überlegtes; und nur Dinge solcher Art sind es, in denen der König niemals wankt und schwankt. Es gehört ein wenig Muth dazu, einen Fehler einzugestehen, und mehr als ein wenig, den Beleidigten zu befreien, der solche Ungebeugtheit beweist. Aber in Einer Hoffnung vereinigen wir uns: der Familie Kinkels kann geholfen werden in ihrem äußern Mißgeschick durch eine Subscription. Selbst wenn sie solcher Hülfe nicht im gewöhnlichen Sinne bedürftig seyn sollte — was allem Anschein nach leider nicht der Fall ist —, so wär' es unsere Pflicht, sie anzubieten, nicht etwa, behüte, als eine Wohlthat, sondern als einen schuldigen Tribut! (Ein Engländer spricht so, wo es einem Deutschen gilt!) Ich habe mich mein Lebenlang nicht vorangedrängt bei irgend einer Gelegenheit, und ein Gefühl von widerstreitender Schaam hielt mich eine Zeitlang sogar ab, zuerst für die ungarische Unterstützung zu unterschreiben. Setzen Sie jetzt meinen Namen mit fünf Pfund jährlich auf Ihre Liste für Kinkel, bis Nationalgerechtigkeit dazu gelangt, einen tugendhaften Bürger, einen erleuchteten Lehrer und einen tapfern Vertheidiger der Freiheit und des Rechts seiner Nation zu entschädigen für seine Opfer und Leiden. Ich hoffe zur

göttlichen Vorsehung, daß seine Befreiung nahe ist, durch die Sympathie und das Schwert Deutschlands. Gottes Weisheit ist offenbar zu aller Stund' in all seinen Werken; gleich sicher ist seine Gerechtigkeit, aber oft entfernt, und oft so schwer erkennbar, je näher sie steht. Wir dürfen erwarten, wir dürfen glauben, daß der Tag — dies irae, dies illa — der — — — — — — — — — — — — — — — erwartet, die Thürme von Spandau zerbrechen wird. Glaubt der — — — — — — — Mann, was — — Schlechte, wenn auch minder Thörichte ihm einreden, daß nichts auf Erden machtvoller ist als Könige und Kaiser? Laßt uns ihm das Gegentheil beweisen.

„A breath can make them as a breath has made!“
(Ein Hauch kann sie machen, wie ein Hauch sie gemacht hat.)

Ein Krieg kann ihn hinwegfegen und vernichten. Aber ewig unveränderlich ist die Wahrheit, ewig der Genius. Wehe Denen, die den Kampf aufnehmen gegen beide. Wenn sie in der Geschichte später noch einen Platz einnehmen, wird es im Dunkeln ein Platz der Schande seyn. Ihre einzige Hoffnung kann nur die seyn, daß der Strom der Zeit die unnützen Schindeln von dem seichten Ackersande abfegt und daß die Erinnerung der Geschichte Anderes zu thun haben wird, als ihnen zu folgen.

Sie, theurer Dickens, der Sie den höchsten Platz einnehmen in der Literaturwelt, Sie, der Sie auf der Rednerbühne stehen, umgeben von dem Lauschen aller Zuhörer, erinnern Sie die deutschen Fürsten daran, daß, als sie vor der Peitsche des Korsen im Staube sich schmiegten, eine stärkere Hand sie aufriß

von ihren Knieen: die Hand eines Dichters, der auch aus Bonn war. Erinnern Sie sie daran, daß der patriotische Sang Arndts, daß die Spartanerflöte ihres Tyrtäus Germania in einem Nu aus ihrem Schlummer weckte und dem Sturme vorherging, der ihren übermüthigen Despoten von hinnen fegte. Erinnern Sie sie daran, daß ein Sang desselben Himmelsstrichs jetzt einem oder zwei Andern in die Ohren tönen wird, — — — — — — als es jene waren. [1]

Immer der Ihrige Walter Savage Landor.

Flucht und Freiheit.

Am 13. November schlug, ein niederschmetternder Blitz Gottes, die Nachricht unter den preußischen Hof: „Kinkel ist aus Spandau entflohen!“

Alle Kräfte, die nur dem Despotismus gegen einen am grimmigsten von ihm Gehaßten zu Gebote stehen, wurden in Bewegung gelärmt. — Aber Kinkel landete glücklich auf englischem Boden. — Durch ganz Deutschland war Jubel, in Berlin selbst, außer in den Pietistenwinkeln und am Hofe, wo man hätte vor Aerger und Angst vergehen mögen. „Die Macht der Demokratie muß weit verbreitet und groß seyn, daß das ihr möglich war!“ hörte man sie sagen. Die wußten nicht, daß selbst in Wien und Mainz, ja in Venedig die Oesterreicher jubelten über Kinkels Befreiung; denn dessen Behand-

[1] Die Gedankenstriche deuten an, daß der Engländer Etwas sagt, was der Deutsche nicht nachsagen darf.

lung durch die preußische Regierung hatte die tiefste Entrüstung der Oesterreicher hervorgerufen. Der Rhein zeigte nur verklärte Gesichter. In ganz Süddeutschland galt bei allen Freunden des Volkes und der Freiheit Kinkels glückliche Flucht als ein bedeutsames Vorzeichen vom Himmel.

Erwarte man jetzt noch nicht die Einzelnheiten dieser Flucht veröffentlicht. Gegen die Enthüllung dieser wie anderer Dinge sprechen jetzt noch entscheidende Gründe.

Die Freundschaft hat sich bei dieser Gelegenheit zweifach schön bewährt: als ahnungsvoll und als aufopfernd thatvoll.

Viele hundert Stunden weit entfernt, und außerhalb aller Theilnahme und Mitwissenschaft Dessen, was im Werk war, hatte eine begeisterte Freundin Kinkels die letzten zehn Tage vor seiner Flucht die allerlebendigsten Ahnungen von seiner demnächstigen Freiheit in solcher Gewißheit, daß sie dieselben in Briefen an Freunde nach verschiedenen Weltgegenden hin auf's Bestimmteste aussprach. Und gerade in diesen Nächten, als sie diese ahnungsreichen Briefe schrieb, waren in Spandau die Bohrer und die Feilen thätig; furchtbare Nächte wurden in der Arbeit damit vollbracht; während es draußen stürmte, hing der selbstgesponnene Faden durch das Luftloch herab, an den die Freundschaft die nöthigen Werkzeuge band. Es war seit Monaten das höchste Interesse, daß Kinkel nicht an einen andern Kerkerort verbracht würde, weil die Liebe, der Nichts unmöglich ist, endlich das richtige Luftlochfenster, hinter dem der Dichter saß, aus den Hunderten in der Höhe auf eine Weise herausgebracht hatte, die durch ihren Scharfsinn und

ihre Poesie einst Jeden entzücken wird, der ein Herz hat. Die Erfindung, um die Entdeckung seiner Zelle nach außen möglich zu machen, hatte der gefangene Dichter selbst gemacht.

Der Ruhm der vollbrachten That gehört dem begeisterten Freunde des Volkes und Kinkels: Karl Schurz.

Dieser junge Mann war nach einer Mittheilung durch eine vertraute Hand vor der Märzrevolution von 1848 Student der Philologie und Geschichte in Bonn, seinem Geburtsorte, und gehörte schon damals zu den ausgezeichneten Schülern Gottfried Kinkels. Nüchtern und mäßig in seinem Leben, feurig für die Volkssache, mit wenig Sinn für die gewöhnlichen Vergnügungen der Universitätsjugend, nur allein seinen Studien hingegeben, war er einer der begeistertsten Zuhörer seines Lehrers und Freundes, mit dem er geistig auf gleichem Boden der Bildung und der Weltanschauung stand. Der März des Jahres 1848 warf ihn mit Kinkel in dieselbe Bewegung. Im Jahr 1849 nach den verunglückten Aufständen ging er in die Pfalz, wohin ihm bald darauf Kinkel folgte. Hier war er, während Kinkel als gemeiner Wehrmann eintrat, Adjutant im Stabe Tiedemanns und befand sich nach der Katastrophe von Rastatt unter den Meistgravirten in den Kasematten der Festung. Seine Verurtheilung war gewiß, und er entging dem Standrechtstode nur durch eine kühne Flucht, die er mit einigen Schicksalsgenossen durch einen unterirdischen Gang der Festung bewerkstelligte, den sie zum Theil mit bloßen Händen selbst erweitert hatten. Karl Schurz entkam glücklich in die Schweiz. Kaum dort angelangt, war sein

ganzes Bestreben darauf gerichtet, Kinkel, von dessen schrecklichem Schicksal ihn die öffentlichen Blätter unterrichteten, zu befreien. Die Mittel dazu waren kaum in seinen Händen, als er auch schon an's Werk ging. Die ersten Plane waren auf Naugardt berechnet; sie scheiterten durch Kinkels Abführung nach dem Zuchthaus von Spandau. Ueber die Befreiungsversuche, welche auf dem Transporte Kinkels von Köln nach Spandau stattgefunden haben sollen, schwebt noch ein Dunkel. Schurz sah ein, daß Alles an Alles gesetzt werden müsse, und er war entschlossen. Er ging selbst nach Spandau. Der dem Standrecht verfallene Flüchtling wagte sich in die Löwenhöhle. Verkleidet weilte er dort Wochen und Monate, stets in Gefahr, erkannt und verrathen zu werden. Bei der ersten Probe zur Ausführung seines Unternehmens hatte er das Unglück, zu stürzen und sich schwer zu verletzen. Man glaubte das Bein gebrochen: es war nur verrenkt; aber er lag Wochen lang darnieder. Kaum genesen, begann er von Neuem sein Werk. Von ehemaligen Studenten entdeckt, floh er, kehrte in neuer Verkleidung wieder, erschöpfte alle Möglichkeiten, bis es gelang. Seine Umsicht und Ausdauer, sein Muth und seine Verachtung jeder persönlichen Gefahr sichern ihm auch die Achtung in den Augen Derjenigen, welche durchaus der revolutionären Welt-Ansicht der radikalen Partei nicht angehören, die aber der verschiedene politische Standpunkt nicht hindern kann, solche Aufopferung für die Sache mehr noch als für den Freund unter allen Umständen als eine Seltenheit zu bewundern. Selbst das Opfer mußte gebracht werden, seine Eltern in

völliger Ungewißheit über sein Schicksal und seinen Aufenthaltsort zu lassen, und er brachte es, wenn auch mit schwerem Herzen. Anfang Dezembers landeten die Geretteten nach stürmischer Fahrt glücklich in Edinburg. Kinkel selbst schrieb nach seiner Rettung: daß die letzten Wochen und Tage seiner Haft, die er schwebend zwischen den drei Aussichten: „noch engerer unrettbarer zerstörender Haft, gewaltsamem Tod und Befreiung" verlebt, die entsetzlichsten seines Lebens gewesen, und daß er sich nur an dem Muth und der Hingebung dieses treuesten Freundes aufrecht zu erhalten vermocht habe. Sein starkes schwarzes Haar ist nicht nur „weiß", sondern auch sehr dünn geworden, und Leute, welche ihn in Edinburg sahen, schätzten den jugendlichen Mann von 34 Jahren „nahe an die Fünfzig!" Noch ein Jahr, und er hätte vielleicht als ein Stumpfsinniger im Spinnhause geendet!

„Ja, es ist wahr," — schreibt Kinkel in seinem Briefe, datirt: „An der See, im November" an Schurzens Vater — „Karl hat eine Treue bewiesen an mir, die ich ihm selber schwerlich jemals abverdienen kann. Sein Muth, seine Ausdauer und Klugheit haben ein Wunderwerk vollendet, und ich verdanke ihm im vollen Sinne die Rettung meines Lebens, das bei einer so harten Behandlung täglich mehr in Gefahr kam. Auf was für eine Art dies Alles geschehen, und wie wunderbar es bisher gelungen ist, das kann und darf ich Ihnen heute noch nicht schriftlich erzählen..... Was mich betrifft, so ist Karl noch gerade zu rechter Zeit gekommen; denn noch befinde ich mich ganz gesund, und meine Getreuen in Bonn

würden auch bald merken, wenn sie mich mit Karl reden und spaßen hörten, daß ich das fröhlich rheinische Herz in der harten Einsamkeit noch immer nicht verloren habe. Sagen Sie Das allen Denen, die in Bonn und der Umgegend unserer alten schönen Fahne treu geblieben sind; sagen Sie es ihnen, daß ich noch der Alte bin und es zu bleiben gedenke, bis ich für all die Liebe, Theilnahme und Treue, welche so viele wackere Männer auf mich während meines Leidens gewandt haben, dadurch danken kann, daß ich alle meine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stelle. Denn ob ich wohl auch in der tiefen Gefängnißnacht niemals auch nur einen Augenblick am Siege unserer Bestrebungen verzagt bin, sehe ich doch nunmehr mit besonders gewisser Hoffnung in die Zukunft.... Es war eine im Leben einzige Minute, als nun Alles gelungen war, als er zuerst auf der freien Straße mich umarmte, als ich dann nach anderthalb Jahren der Qual an seine Brust gelehnt in die rettende Nacht hineinfuhr und zwischen dunkeln märkischen Fichtenwipfeln der Morgen uns Glücklichen heraufleuchtete! Der Freiheit, der Thätigkeit, der geliebten Frau und den lebhaften Kindern wieder geschenkt, gränzenlosem Elend entflohen, werde ich erst, wenn volle Sicherheit in England mich umgibt und die ganze Ruhe in mein Gemüth einzieht, vollständig durchempfinden, wie viel ich der Treue meiner Partei und vor Allen der meines Freundes schuldig geworden bin! Ich glaube auch, daß er damit gar vielen, vielen Menschen außerdem Freude gemacht hat; denn auch außer den Demokraten haben noch Viele mir ihr Herz innig zugewandt, welche von einer so

harten Behandlung empört waren, und diese Alle werden es Karl nicht vergessen, was er an mir gethan hat....."

Wahrlich, Karl Schurz kann stolz seyn auf seine That! Wir aber wollen nicht vergessen, daß die Monarchie einen edlen Mann, dem die reinste Begeisterung für die Freiheit das Schwert in die Hand drückte, ein geweihtes Dichterhaupt zu den Kleidern des Züchtlings, zum Spulrade verdammte. Den Dichter, den Freiheitskämpfer hat die Erniedrigung nicht getroffen!

Kinkels Befreiung, las man, erregt natürlich ganz besonders in seiner Heimath die fröhlichste Begeisterung. Alle Stände nehmen daran Theil. In Enderich bei Bonn wurde bald nach der fröhlichen Botschaft ein Bankett arrangirt, bei welchem die Freude den Enthusiasmus wieder hoch auflodern ließ wie im Freiheits-Frühling 1848. Kinkels und seines Befreiers Bilder wurden jauchzend bekränzt. Die Welt war aus den Angeln. Die Soldaten schreiben sich den obenstehenden Brief Kinkels an den alten Schurz ab und rothe Reaktionäre tranken, ohne sich vor Gott und ihrer Partei zu geniren, jubelnd auf die Gesundheit des jungen Tollkühnen, der einen reichbegabten Dichter, einen begeisterten Freiheitskämpfer einer Behandlung entriß, die ganz Deutschland in den Augen aller civilisirten Völker beschimpfte.

In Paris, wohin der Dichter von London herüber kam, sahen sich die beiden Ehegatten zum ersten Male seit Köln wieder, nachdem sie Solches durchlebt und getragen hatten. In Bonn und Köln war es der edlen Frau ganz eigenthümlich zu Muthe gewesen, wenn die Constitutionellen sie versicherten: die Regierung selbst habe Kinkel entspringen lassen. — „Das

kommt mir beinahe vor, schrieb sie, als wollte man mich überzeugen, nicht ich, sondern das Ministerium Manteuffel habe meine vier Kinder zur Welt gebracht."

Die mit dem edlen Dulder wiedervereinte Gattin schrieb in diesen Tagen: „Ich habe die schönste Woche meines Lebens in Paris verbracht; auch Kinkel gestand zu, daß nicht einmal die Brautreise sich mit diesem goldenen Wiederfinden an Seligkeit vergleichen läßt. Kinkel sieht nicht so zerrüttet aus, als ich erwartet hätte. Sein Leiden hat zwar unvertilgbare Spuren auf seinen Zügen zurückgelassen; aber sie sind wenigstens ungebrochen ein Ausdruck der Kraft! Sie hätten ihn sehen sollen in den alten gothischen Kirchen, in den Museen, auf den prächtigen Plätzen schwelgend umherwandern, wie er mit klarem Auge all die Schönheitsfülle in sich sog und uns, seine Freunde, zur Begeisterung der höchsten Freude steigerte. Ein Bischen ängstlich war mir nur dabei seine Unersättlichkeit im Genießen. Er prüfte Tausende von Bildern und Statuen, beurtheilte sie mit der feurigsten Lebhaftigkeit, und konnte nicht genug bekommen, wenn wir schon längst ermüdeten. Zum Entzücken war seine und Karls ausführliche Erzählung von der Flucht, die fast ein Buch füllen dürfte. Zwei Abende füllten diese Mittheilungen. Aber furchtbar, vernichtend war die Erzählung des dritten Abends, über das Spulen insbesondere. So gräßlich hatte ich mir seine Lage nicht einmal geträumt. — Kinkel darf diese Facta nie mehr schildern. Die ganze folgende Nacht hatte er Nervenzucken, und einmal äußerte er mit Thränen: er werde sich von dieser Erinnerung nie wieder erholen. Ich darf

nicht daran denken — ich fühle diesen blutig schneidenden Faden des Spinnrads über meine Fingerspitzen laufen, und kalte Schauer durchrieseln mich."

Ein vertrauter Freund, der mit ihnen in Paris zusammen war, schreibt: „Es wird Sie interessiren, den Eindruck zu erfahren, den der jetzige Kinkel auf mich gemacht: durch gute Pflege seines Körpers und Heiterkeit seiner Seele hat er sich von den verderblichen Folgen des Zuchthauses bereits ziemlich vollständig erholt. Sein Auge leuchtet wie sonst, sein Wangenpaar ist wieder frisch und voll, seine Stirne nicht mehr gefurcht als ehemals, aber sein Haar ist bedeutend gebleicht, sein Bart dünn und an mancher Stelle grau geworden. Die alte Fröhlichkeit hat er sich bewahrt wie den alten Ernst und die alte Liebe; allein er begreift mehr als je die Nothwendigkeit eines grimmigen Krieges für den Sieg unserer Idee. Seine Leidenschaft ist gewachsen, seine Stimmung hat mehr als sonst etwas Zuckendes, Vibrirendes, ich möchte sagen Dämonisches, wenn Sie das Wort als jene göttliche, dunkle Leidenschaft begreifen, die durch ihre verborgene Naturkraft Andere mitfortreißt zum Kampfe. Es ist dieselbe Leidenschaft, welche das Wesen seiner Frau so eigentlich ausmacht, während sie bei ihm so recht als das Resultat der erbärmlichen Gegenwart hervortritt, das die Besseren mit verdoppelter Macht auf die Arena treibt, und durch die Klarheit des Gedankens in jedem Momente beherrscht wird. Mir war es zuweilen, als flöge über sein Antlitz der Zug jenes Spartakus, den Sie im Tuileriengarten gewiß betrachtet haben."

Phantasieen und Bruchstücke

aus Briefen

von

Gottfried Kinkel.

I.

Ein Besuch im Friedrichshain.

(März 1849.)

Weit von dem lärmenden Mittelpunkte der Hauptstadt erstrecken sich endlose einsamere Straßen nach den Thoren hin, die gegen Osten führen. Dort lehnt sich zwischen dem Königsthor und dem Landsberger Thor die niedrige Stadtmauer an Hügel aus Kleinerde an, von deren Scheitel die Sandflächen sich in's Weite dehnen. Auf einem dieser Hügel steht auf einer Säule das Brustbild Friedrichs des Großen mit dem herkömmlichen Hut, aus dunkelm Erz gegossen; in einem der kleinen flachen Thäler bemerkt man einen Wasserspiegel, wie sie so oft in der Mark vorkommen. An die ganze wellenförmige Fläche, aus der sonst als bemerkliche Punkte nur Windmühlen hervorragen, hat die Kunst während eines Jahrzehnts etwa die Hand gelegt. Diese ganze Strecke nun, die sich draußen vor dem einen jener Thore bis zum andern hinzieht, ist mit jungen Bäumen bepflanzt, hie und da auch schon mit gedeihendem

Rasen bedeckt. Reinliche Wege schlängeln sich die kleinen Hügel hinan, und bald wird namentlich die sandliebende Fichte und die Lärche ihre Nadeln im Ostwinde rauschen lassen, der hier besonders frischen Zuges über die weite Steppe herüberkommt.

Der Blick von diesen Höhen über die Stadt ist auch für Den reizend, den eine schönere Natur geboren hat. Wie das Rauschen eines fernen Eisgangs rollt eine Woge verworrenen Schalles, aus Wagengerassel und Menschenlauten gemischt, von dort zu uns herauf; die Thürme der Kirchen, die Manieren aller neueren Jahrhunderte zeigend, ragen wie Masten aus dem Häusermeer; weithin, wohl eine halbe Stunde Weges entfernt, trotzt die Kuppel des Schlosses mit der gleißendgelben Krone den Erinnerungen der Stätte entgegen, auf der wir stehen. Links aber glänzt uns der schmale Silberstreif der Spree herauf an der Stelle, wo sie gegen das Frankfurter Thor hin das Weichbild Berlins zuerst betritt. So steht vor uns das brausende Leben der ersten deutschen Stadt, hinter uns aber Einöde, Sand, Unfruchtbarkeit, und wir empfinden an diesem Gegensatz, wie kraftvoll und geistesrüstig dieser Menschenstamm der Mark seyn muß, der auf der traurigsten Scholle die herrlichste Saat des Geistes zu Blüthe und Aehren gezeitigt hat!

An einem kalten klaren Märztage betrat ich den heiligen Ort. Ueber der Stadt lag der Alp, die Kammern hatte man eingesperrt in ein entlegenes Hintergebäude, der Zorn des Volkes, in tiefen aber stummen Ingrimm verwandelt, steckte im Käfig, und die Tyrannei schlug vor dessen Eisenstäbe ihre

doppelten Riegel, indem sie sogar das Erinnerungsfest verbot. Das liederschwärmende Berlin von 1848 war hin; das alte todte Berlin aber, das fratzenhafte, bleichsüchtige, etiquettische Berlin, wie es unter dem alten Könige bestand, das hatte sich noch einmal, wie jener heimliche Sünder mit erdfahlem Leichengesicht, aus dem Sarge emporgerichtet, um vor uns sein gräßliches: Justo judicio Dei damnatus sum zu stammeln. Da trieb es mich hinaus in den hartpfeifenden Märzwind, hinaus zu den Todten und ihren theuren Gräbern, die uns das Pfand sind dafür, daß auch unter der Meeresstille der Ocean nicht rastet, sondern in Fluth und Ebbe seine ewigen tiefen Odemzüge thut.

Zwei Mühlen schwingen ganz nach dem Landsberger Thor ihre eintönig rauschenden Flügel; unter der zweiten liegt der kleine stille Raum des Friedrichshaines mit den vielen ragenden Kreuzen. Arbeiter waren beschäftigt, ihn mit Bux, Rasen und Epheu zu umwinden. Ein Viereck wird durch einen Wall gebildet, der Manneshöhe hat; er schließt einen zweiten auch in's Geviert gezogenen Wall ein. In beide Wälle sind die Opfer des 18. März eingesenkt, so daß ein breiter Weg dazwischen umherläuft. In dem innern Viereck ist ein Rasenplatz mit einem Baume. Den Glanz, der die Gräber der Freiheitskämpfer in Paris und Brüssel umgibt, sucht man vergebens, aber gerade diese Einfachheit, Aermlichkeit des Ganzen ergreift das Herz.

Kreuze und Denksteine bezeichnen die Namen der Opfer. Es sind meist Männer und Jünglinge des Handwerks; den

Studenten von Holtzendorff nennt eine Marmortafel. Die Meisten fielen, von einer Kugel in die Brust oder am Kopfe getroffen, in der grauenvollen Nacht vor dem 19. März; bei Manchen zeigt der Sterbetag, daß sie noch in längeren Qualen den Abschied vom jugendlichen Leben durchringen mußten. Zwei Frauen sind dabei: sie liegen zusammen an der östlichen Ecke der Umwallung. Die Meisten hat der Tod bewaffnet gefunden; von Einem meldet das Todtenkreuz, daß er der letzte Kämpfer auf einer eroberten Barrikade war; ein Anderer hatte drei Kugeln im Leibe. Doch fehlt auch ein Familienvater nicht, der cannibalisch gemordet fiel: Soldaten rißen ihn zwischen Weib und Kindern aus seinem Hause hervor und gaben dem Wehrlosen auf dem Transport in einer einzigen Straße dreizehn Wunden. So steht es in vergoldeter Schrift auf dem Kreuz zu lesen, und kein Gericht hat die Wittwe, die Das hinsetzen ließ, der Verläumdung angeklagt.

Lange schritt ich zwischen den Gräbern umher, und blieb endlich vor dem letzten Kreuz stehen, an das sich mein Auge heftete.

Wie viel Schmerz — sprach ich — hat diese Nacht unzähligen Herzen gebracht! Mütter, Kinder, Schwestern haben diese Denkmäler aufgerichtet. Unsere Seele wühlt sich in's Nachgefühl der Qualen hinein, welche die Familien erlitten, aber Wessen Auge bleibt trocken vor den Gräbern der beiden Jünglinge, denen ihre verlobten Bräute das Kreuz auf die Gruft pflanzten! Und Wer ist so feig, zu verzeihen, wenn die Thränen dieser Bräute in seine Seele fallen!

Ja — bei diesen Tropfen, die mir das Auge feuchten im Gedanken an Weib und Kind daheim, — ich will Euch nicht vergessen, Ihr theuren Opfer! Meine Hand leg' ich auf die gefrorene Erde Eures Hügels, und ich fasse die im Winde zitternden Sträuche, die genährt sind mit dem Blut, das aus Euren Wunden troff — und ich fühle, wie durch den Arm Euer Geist mir zuckt und Euer Todeszorn und Euer letzter ingrimmiger Kampf, mit dem das junge Leben sich losriß von Muskel und Gebein, und von Euren Lippen nehm' ich den letzten Fluch, den Euer Röcheln nicht mehr ganz hinausstoßen konnte, und in Eurem Namen schleudr' ich ihn in den wilden Märzwind: ja — Fluch, Fluch, und dreimal Fluch! Tod der Tyrannei, und Rache an Euren Mördern!

O sie sind frech in Ihrer Uebermacht; sie trotzen dem Gericht! Es hat Einer der Rotte, der die Muse umarmen wollte und mit der Straßendirne Parteiwuth buhlte, den Gräuel ausgesprochen: statt des Denkmals, das die Freunde der Freiheit Euch rüsten, solle Euch der Galgen auf's Grab gesetzt werden. Freuet Euch, Ihr Todten! Auch das Kreuz auf Golgatha — was war es anders als ein Galgen? — und heute sucht unter seinem Schatten die Welt ihre Zuflucht! So auch wird der Nachwelt dieser Ort ein Calvarienberg seyn, trotz des grinsenden Hohnes, und wenn diese Bäume, jetzt noch dünne Stäbe, einst breite Schatten werfen mit rauschender Laubkrone, dann wird durch diese Labyrinthe in Andacht ein freies Geschlecht lustwandeln, das keine Tyrannen mehr kennt und keine Menschenschlächter in ihrem Solde mehr fürchtet.

„Ihr theuren Todten! wie bald wird der Hohn zum Zähnegeklapper werden! Wie bald werden die Goldhelme mit den Silberadlern gerade so gut von den Häuptern genommen werden, wie damals vor Euren Leichen der Federhut tief, tief zur Erde sich senkte! — Ihr waret nicht Alle Helden, Ihr Todten dort unten! Aber die große Stunde, die heilige Rache riß Euch fort, und schuf Euch um in Todesengel der alten Despotie. Diese Rache — sie wird wiederkehren, und Alle, die jetzt so leise schleichen und so verzagt niederducken, Alle wird sie zu ihren Kämpfern erheben. Dann aber werde Unserer vergessen, wenn wir Eurer vergessen! Dann wollen wir des Hohnes gedenken und der Schande, die Euch widerfuhr und uns — denn unser Feldgeschrei wird seyn: der Friedrichshain und die Brigittenau! Euer Denkmal sollt Ihr haben, und auf der Spitze des Denkmals nur Ein Banner: das blutrothe!"

Grimmiger und kälter schnitt der Wind über die Gräber, leise sank der Abend hinunter, und ich wandte mich zu gehen. Es dunkelte, als ich dem Schlosse mich näherte, und — o köstliche Jahresfeier von Wiens Erhebung! — ein Freund trat zu mir und sagte:

„Weißt Du's schon — den Schuselka haben sie erschossen!"[1]

„Also los — und marchons ça ira! Entweder Wir, oder verlaßt Euch darauf — wenn es Euch mißlingt — dann Ihr!"

Gottfried Kinkel.

[1] Die Nachricht war eine voreilige.

II.

Anno Domini 1870.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Monate kamen und gingen. Die Welt tosete nicht mehr. Es kam ein Winter, kalt von Schnee, rauh von Wind — eine Geißel Gottes über die Feigheit der Völker. Wenige Menschen hatten noch Brod zu essen; denn Niemand gab mehr Geld, ihnen Arbeit und Arbeitslohn zu schaffen. Die kleinen Kinder erfroren an den ausgedörrten Brüsten ihrer Mütter; mit den Vätern theilten die Soldaten den letzten Bissen ihres Commißbrodes. Bereift und umwölkt leuchtete jeder Morgen herauf, sternklar und furchtbar kalt senkte jede Nacht sich nieder, und mit Flüchen und Zähneknirschen wurde jedes Morgen- und Abendroth von der Verzweiflung der Menschen begrüßt. In der Stunde der Mitternacht schlichen Mörder durch die Straßen, und fällten einen Jeden mit blanker Waffe, der einen Mantel trug, den sie als Decke um ihre Blöße schlagen konnten. In den Vorstädten lagen hart gefroren die Leichen der Armen; denn ihre Verwandten hatten nicht mehr die Kraft in den Knochen, sie wegzutragen und aus dem festen Boden die sechs Schuh Erde herauszuhacken. Da gingen selbst die Männer am Hofe in sich — und holten aus der Münze das Letzte vom edeln Metall, um von einem Tag auf den andern zu leben. Aber zu weichen, so lange es Zeit ist, das weiß Keiner, der eine Krone trägt!

Es kam die Stunde — das Volk grollte wie eine Fluth vor dem Sturme. Kein Führer gebot ihm, denn alle Freigesinnten saßen in den Kerkern. Demagogen und Wühler gab es nicht mehr, und nicht einmal einen „Fremden" konnte die Kölnische Zeitung als Barrikadenbauer denunciren. Aus sich selbst und aus den Tiefen seines zornigen Jammers heraus erhob sich das Volk zum Todeskampf um sein Leben. Ein schwarzer zerlumpter Haufen, so brach es eines düstern Abends aus einer Vorstadt los, und jede Gasse schwellte den unwiderstehlich daherbrausenden Strom. Das Geheul des Schakals, wenn es tausendfältig herausgestoßen an den Felsen der Wüste widerhallt, ist ein Flötengesäusel gegen den grauenvollen Ruf der Männer und Weiber um Brod, um Blut, um Rache für den tausendjährigen Betrug, für die tausendjährige Sklaverei. Und gegen die nackte Armuth zogen vom Schlosse her die blinkenden Schaaren der Soldknechte in den bunten, zierlichen Jacken, gegen sie rasselten die hellen Geschütze pfeilschnell über das Granitpflaster heran. Die geschmeichelten Lieblinge waren es, die Leibwache in doppelt gleißendem Kriegerschmuck. Es geschah, was mußte: durch's Grausen der Nacht schlugen die Blitze auf, und aus dem schwarzen Haufen sanken ein paar Männer und Weiber. Da stieg ein Schrei zum Himmel auf aus tausend Kehlen, deßgleichen die eherne Wölbung dort oben nicht gehört hat seit dem Tage, als das Schmerzgeheul der Geister erscholl, die vom Throne Gottes hinabwirbelten in die flammengequälte Tiefe. Gierig wie Ardennenwölfe stürzten die schwarzen Arbeiter über ihre gefallenen Brüder her,

und sogen aus ihren Wunden das warme rieselnde Blut und die Gier der Blutrache — dann aber erhoben sie ihre waffenlosen Fäuste und mit dem Sprunge des Tigers hingen sie am Halse der Söldner und erwürgten die Stöhnenden. Da waren tausend Waffen in ihrer Hand, den sterbenden Feinden entrungen, und vorwärts ging es, zur zweiten Soldschaar und vor die Todesschlünde der Kanonen. Aber da scholl es aus den Linien der Krieger: „An unsere Brust, Brüder! Wir schießen nicht auf unser Fleisch und Blut!" — und die Gewehre sanken auf's Pflaster, die Arme öffneten sich, und die Herzen der Eltern und Söhne schlugen aneinander; nur für die Offiziere, die in blasser Verzweiflung noch ein Wort stotterten von Kriegsgericht und Subordination, fand der Hohn noch eine Patrone im Gewehr. Und nun spielte die Militärmusik den Hymnus der Freiheit, der bestimmt ist, jedem Volke voraufzubrausen zur letzten heiligen Entscheidungsschlacht, und die mordwilden Töne von Marseille sperrten den Schritt des Volkes vorwärts zur Burg. Was den majestätischen Donnerlauf der Befreiung hemmte, was sich als Vermittler und Gnadeflehender ihm entgegenwarf, das sank zerknickt in Staub und Schutt. Ein Gedanke lebte in der Masse, sie wußten Alle, was geschehen mußte, und als sie auf dem großen Platze standen, da leuchteten Fackeln und lodernde Holzscheite in tausend Händen, und zischend sanken sie, von starken Armen hoch in die Luft geschwungen, in's Schloß. Still und groß schlug die Flamme zum Nachthimmel herauf — schweigend und ernst, wie im Angesicht eines Gottesgerichtes, sah die

Menge den Untergang ihrer Bastille — und als nun der Brand in höchster Lohe aufschlug und in Millionen lustig tanzender Funken die alte Herrlichkeit zerflatterte, da scholl aus den harrenden, vom Freiheitsbrande hellverklärten Reihen millionenfach der Jubelruf hervor: „Es lebe die Republik!“ und der eherne Mund der Kanonen, der einst die Freiheit gemordet, schmetterte der goldenen Zukunft des Volkes seine Donnerfanfaren zu. Vor dem Jubel und dem Geschützdonner erbebte die jauchzende Erde und schüttelte sich — da fiel das Schloß auseinander, und sank rauchend, zischend, wühlend in den vorbeifließenden Strom. Ueber dem Strom und der Brandstätte aber zitterte das Morgenroth herauf, und vor dem schaudernden Hauch der Frühe sank ein freies Volk auf die Kniee in Einem großen Gefühl, und sandte einen Dank empor zu dem ewigen Geiste der Freiheit, der alle Menschenherzen ohne Widerstand lockt und über Erdenqualen und Märtyrergrüften thronend die Völker lenkt zum tief athmend ersehnten Endziel! — — —

Und wie herrlich blühte, nachdem nun die ersten Lenzstürme der Republik vorüber waren und Faust und Kopf wieder herzhaft schaffend sich regten — wie herrlich blühte das Leben in meiner lieben Heimathsstadt! Wie glänzend sah sie gleich aus vom Strome her, wo zu Hunderten Schiffe und Dampfboote an ihr vorbeirauschten! Eine prachtvolle Steinbrücke führte vom Ufer drüben zur Stadt. Seit man die Schlachtsteuer abgethan hatte, durfte Gottes gesunde Luft in die verpesteten Hütten der Armuth und des Lasters hineinwehen. Es gab kein

Armenviertel mehr; in langen Gassen zogen sich am Strome hin, entlang dem breiten, reinlichen, mit Bäumen besetzten Werft, die palastähnlichen Musterhäuser der Phalansteren, wo in schönen, luftigen Räumen die Associationen der verbündeten Handwerker unter Gesang und frohem Gespräch ihr Werk verrichteten und ihre Waaren feilboten; im hellen, von der Rheinluft gekühlten Saale aßen sie ihr gemeinsames Mittagsbrod mit Weib und Kind. Das alte, in Knechtschaft, Unwissenheit und Aberglauben aufgewachsene Geschlecht, das unverbesserliche, war ausgestorben, denn die Zeit des Bettelns war vorüber; aber seit es keine Armenschulen und keine Ruthe mehr gab, wuchs ein neuer Menschenstamm herauf, schön und kräftig, stolz und thätig. Das Wort Herr wurde auf Markt und Straßen nicht mehr gehört: im Hochgefühl, Mensch und Bürger eines freien Staates zu seyn, verschwand jeder Unterschied, jeder Rang und Titel. Neben der schwarz=roth=goldenen Flagge mit den 22 goldenen Sternen der deutschen Bundes-Republiken wehte vom Rathhaus die dunkelrothe, alle Kinder Adams auf weiter Erde verbündende Fahne, die kein in Elend brechendes Herz mehr duldet. Es war dieselbe Fahne, die am Geburtstage der deutschen Freiheit dem jauchzenden Volke voraufzog. In der Universität aber standen die Weisesten unter Allen, und lehrten öffentlich in der weiten unverschlossenen Halle, daß jeder Bürger und jede Bürgerin hören und lernen mochte, ohne vorher examinirt zu seyn bei einer königlich preußischen Prüfungscommission. Und die Göttergestalten von Griechenland und Rom im Gypssaale waren nicht auf zwei

arme Wochenstunden geöffnet zu einer Zeit, wo dem Arbeiter seine Schüssel winkt, sondern frei und ungehindert wie in eine allzeit ladende Kirche ging, wer da wollte, in den Tempel der Schönheit ein, und sog die lieblichen Formen in seine Seele. Ohne Entgelt trat man in die mächtigen Räume des Theaters, und lernte am Worte des klarblickenden Dichters das Verständniß der Zeit. Voll von Ideen, voll von Reiz und Schönheit, voll von Lust und Liebe war das ganze Dasein, und selbst in keinem Salon bedurfte man der Lästerung, denn auch ohne sie langweilte sich Niemand mehr. Keine scheckigen Soldatenröcke stolzirten auf den Straßen, und kam wohl aus dem fernen, fernen Osten, wo vom Weltensturm vergessene Könige noch herrschten, ein Krieger herüber, so liefen ihm wegen seines buntlappigen Putzes die lustigen Buben nach. Aber in Kaserne und Reitbahn übten sich die starken Männer zur Feierstunde in den Waffen, und der Schießstand wurde nicht leer von Denen, die ihre Büchsen einschoßen für den bittern Fall, daß der stolzen Freiheit je wieder eine Wunde geschlagen würde, und auf dem Turnplatz sah man die blühende Knabenschaar mit Armbrust und Speerwurf zu ernsteren Waffen sich vorüben. Rings aber im Lande war Segen und Friede, und lächelnd sah des Himmels Strahlenauge auf ein freies, kühnes und starkes Volk herab. —

Gottfried Kinkel.

1.

An seine Frau.

Weißt Du, warum ich wegen meiner künftigen Befreiung aus meiner Haft so guten Muthes bin? Aus drei Gründen.

. . . .

Der dritte Grund ist der beste, denn er ist praktisch: die Weiber wollen mich los haben. Das schrieb ich Dir schon früher! Heute will ich Dir beweisen, wie wichtig diese Thatsache ist. Die Männer bilden sich ein, sie lenken die Welt; das ist nicht wahr. Das meiste Glück und Unglück ist durch Weiber gemacht worden. Ein Blick auf die Religionen zeigt das: ihre Schwächen ruhen alle, sonderbarer Weise, auf dem Verhältniß, in welchem die Stifter zu den Weibern standen oder nicht standen, und so auch ihr Gutes. Erstens Orfeus, Stifter der griechischen Religion, hat Eine brave Frau und liebt sie leidenschaftlich über den Tod hinaus, daher bei den Griechen Einweiberei und ein reizend liebevolles Verhältniß der Geschlechter, Frauen in Sparta am Staat, Aspasien zu Athen an aller Fülle männlichen Geisteslebens theilnehmend. Zweitens Numa, Stifter der römischen Religion, hielt sich ein Schätzchen in Büsch und Wald. Es war ein prachtvolles Albaner-Mädchen mit gewaltigem Busen, sechs Schuh hoch, klug und lieblich. Wenn die Aristokraten durch Uebergriffe, die Plebejer durch Verweigerung, in die Landwehr zu treten, ihn ärgerten, so ging er zu seiner Egeria, und die sagte ihm, wie er es machen sollte.

Er erzählte seinen Römern, sie sey eine Göttin und theile ihm Glaubensweisheit mit. So kamen seine weisen Gesetze, so kam Roms Größe von einem Weibe, daher auch dort die Frauen so sehr hoch geehrt wurden. Moses hatte eine Beduinin und liebte sie zu sehr, um sie wegen seines hohen Lebensberufes zu verstoßen. Er verbot ausländische Frauen, aber den Stamm, dem seine angehörte, nahm er aus. Seine Blutsverwandten rügten diese Inconsequenz (4. Mos. 12, 1. V.): er donnerte sie mit einem Strafgericht nieder, konnte aber nun nicht hindern, daß sein Volk durch Frauen eben dieses Stammes, der Midianiter, verführt wurde, zu den Abgöttern und so zum Bruch seiner republikanischen Staatsverfassung abzufallen. Um durch Nationalhaß das in Zukunft zu verhüten, mußte er gegen den Stamm seiner eigenen Frau einen gräuelvollen Krieg beginnen (4. Mos. 31.); sein Herz hat ihn also zu Etwas gezwungen, das für sein und das andere Volk entsetzlich war. Christus, Stifter der europäischen Religionen, war gar nicht verheirathet. Das darf uns nicht wundern. Die Rabbiner seiner Zeit behaupteten: das Weib habe keine Seele, und verboten es zu unterrichten. „Du sollst nicht lange mit einem Frauenzimmer sprechen," ist rabbinisches Gesetz, und ein Rabbiner setzt hinzu: „Nicht einmal mit Deiner eigenen Frau." Es gab also keine Jüdinnen damals, welche Geist besaßen oder Bildung, oder es waren doch Die, welche ihn besaßen, wie die charakterfeste, sündlich liebende, aber in sündlicher Liebe bis in den Tod getreue Herodias (sie folgte ihrem zweiten Mann in das Exil) und die schöne leicht-

sinnige Berenike frivol und heidnisch genußsüchtig, so daß seine tiefe Seele sie nicht lieben konnte. Weil er so in kein richtiges Verhältniß zu den Weibern kam, gerieth er in die Ansicht, den ehelosen Stand für gottgefälliger als den ehelichen zu erklären, und die Ehe durch sein Scheidungsgesetz so zu entstellen, daß ein jugendlicher Herzensirrthum ein ganzes langes Menschenleben in markverzehrende Qualen bannt. Man muß diese Lehren nicht, wie die katholischen Priester thun, befolgen oder, wie die protestantischen thun, umschleichen, sondern einfach umstürzen als Empörung gegen das Allerheiligste und Aelteste, gegen das Gesetz der Natur und des Herzens; denn mit diesem Einen Irrthum hat der Mann von Nazareth Dein und mein und hunderttausend Menschen Leben vergiftet. Endlich und zuletzt Muhamed, dessen Constitution mit Einer nicht begnügt war, und der mit eilf Weibern noch die schöne Sklavin Seinab verführte, um derentwillen denn der Engel Gabriel ihm eine eigene Sure des Korans offenbaren mußte (Du findest das ausführlich in dem Koran in meiner Bibliothek) — Muhamed ordnete die Vielweiberei an, und drückte also wieder in Folge seines eigenen falschen Verhältnisses zu den Weibern alle Frauen Asiens und Afrika's (es ist schrecklich, aber wahr!) zu Sklavinnen herab! So sind alle Religionen, also die eigentlichen Quellen des menschlichen Glücks und Elends, in ihrem Hauptpunkte, nämlich in der Art, wie sie die geschlechtliche Liebe behandeln, durch die Frauen bestimmt worden, und durch diese Eine Thatsache ist somit der Einfluß des Weibes auf die Weltentwicklung unzweifel-

haft festgesetzt. Ich denke, das ist eben so neu als unwiderleglich.

2.

Aus Naugardt, den 30. Dezember 1847.

Im Uebrigen werde ich der Entbehrung, die mein Loos von mir fordert, den unverbrüchlichen Frieden der Ueberzeugung entgegensetzen, und ich läugne nicht, daß der Brief der Schwester meines Schülers (wohl der Verfasser der Mährchen d. G.?) mich darin sehr gestärkt hat, weil er mir darthut, welchen Zweck mein Dulden hat. Schubarts zehn Jahre sehe ich keineswegs als Omen an; auch war sein Wandel und seine überspannte Poesie der Art, daß ich trotz vieler Geistesverwandtschaft diese Parallele ablehne. Vorigen Sonntag war ich ab, weil ich in der Lebensbeschreibung mich etwas zu scharf angetrieben hatte und dann wegen des Schmerzes um die Weihnachtstage; heute geht es besser, viel besser. Ich bin seit gestern Abend 5 Uhr nun schon ein volles halbes Jahr gefangen, und die erschütterndsten Wechsel, die eigentlichen Keulenschläge dürften vorüber seyn, obwohl ich auch darauf mich gefaßt mache, daß ich von hier aus der so freundlichen Luft wieder versetzt werde. Wie ich nun mein Inneres prüfe (und dazu hat man Zeit genug), bin ich noch nicht geschwächt, und ein Blick in meine früheren Tagebücher und auf all meine früheren Arbeiten, z. B. auf den Aufsatz über moderne Kunst, gibt mir die volle Garantie, daß ich noch lange nicht rück=

schreite. Die fliegenden Hoffnungen meiner ersten Kerkerzeit habe ich männlich bezwungen, und an ihre Stelle trat

die Geduld —
sie lächelt, weil sie nicht auf Aendrung hofft,
und darum Zeit hat, wenn die Wolken zieh'n,
zu harren auf des Himmels blaue Huld.
Abwarten — o wer es so weit gebracht,
dem scheinet selbst der Gruft traumlose Nacht
nur Augenblicke!

3.

Der Stammescharakter der einzelnen deutschen Provinzen knüpft sich an die Bevölkerungen, mit denen sie ursprünglich ihr germanisches Blut vermischten. Wir Rheinfranken bewohnen keltisches Gebiet, dann haben die Römer bei uns 400 volle Jahre gesessen und ihr Blut mit unserm gemischt. Wir sind ganz genau ebenso ausgestattet wie der Nordfranzose, der Pariser, z. B. gallische Grundlage, römisches Blut, hernach Frankeneroberung, und es war wohl mehr ein Zufall, daß wir nicht auch romanische Sprachen annahmen. Wenn wir den Franzosen heiß lieben, so ist es lächerlich, uns das übel zu nehmen, denn er ist unser Fleisch und Blut! Wir haben mit ihm die persönliche Selbstständigkeit, den Trotz der individuellen Meinung, besonders aber die römische Kühle und jene Regsamkeit des Geistes gemein, welche die rheinische Bourgeoisie so hoch heraufgetrieben hat. Wir sind wenig herzlich, aber jeder einzelne Mensch für sich ist abgeschlossener und dadurch gewichtiger. Unser Stamm, der von Köln durch

Belgien bis Calais reicht, ist katholisch geblieben, während am Südrhein, wo Allemannenblut sich uns mengte, die Confessionen fleckweis stehen, und der Norden protestantisch wurde. Diesen Norden nun bewohnt der riesenmäßig ausgedehnte Sachsenstamm, der in Westphalen ungemischt dasteht, in den Marken, Pommern, Schlesien (theilweis) aber mit Wenden gemischt ist. Diese Wenden haben ihm hier viel von ihrer Natur gegeben. Als die ersten Missionäre herkamen, fanden sie keine Schlösser an den Thüren, denn Niemand nahm fremdes Eigenthum; auf diesem Festland von Pommern ist weder ein Heide noch ein Christ als Märtyrer beim Glaubenswechsel gestorben. Erinnere Dich der merkwürdigen Geschichte von Mistiroi oder Gottschalk: einer von ihnen brach verwüstend in das schon christliche Schleswig-Holstein und wirthschaftete gräulich, als er aber die Verwüstung sah, fing er selber zu weinen an und wurde Christ. Mit diesem weichen Stamme, der die verschwommene unermeßliche Ostsee-Ebene bewohnte, mischte sich nun der Sachse, und so entstand dieser pommer'sche Stamm. Erstens ist dieser Stamm noch lange keine 1000 Jahre alt, wir Franken haben ein doppelt so hohes Alter, was man wohl bedenken muß, denn mit uns hatte schon 310 Konstantin alle Hände voll, und wenig Jahrzehnte weiter schmißen wir die Römer nach Frankreich hinaus. Siehst Du hier das Land an: das ist Alles noch wie ein Werdendes, Torfsümpfe, Föhrenwald, kleine wenig benutzte Steppenflüsse; aber wie der Boden folglich erst seiner vollen Tragkraft entgegengeht, so hat auch dieser Menschenstamm in seinen meist kleinen

Städten, bei wenig gedrängter Bevölkerung, seine Thatkraft noch lange nicht zur Reife gebracht. Mir fällt z. B. kein bedeutender Dichter (etwa Arndt und der Kosegarten?) noch Componist ein, der zwischen Angermünde, Lübeck und etwa Danzig geboren wäre. Warum? Ich denke, weil dieser Stamm noch an den Grundbedingungen des Lebens, am Kampfe mit Moor, Sand und Wald sich abzuarbeiten hat, ehe er die sanfteren Aufgaben lösen kann. Ich spreche hier natürlich nicht von der höhern Gesellschaft, die überall ziemlich Ein Niveau hat, sondern von der Masse des Stammes, vom Volk im engern Sinne des Wortes. Dazu kommt nun, was den Pommern von den andern Sachsenstämmen abschneidet: jene wendische Herzensweichheit, Redlichkeit und Sanftmuth, deren Typus etwa der alte Arndt ist. Das heftige, trotzige Sachsenwesen ist hier weniger: nimm einmal, wie die Sachsen sich gegen das Christenthum gewehrt haben, und als die Reformation kam, blieben die Kernsachsen in Westphalen großentheils katholisch. Dagegen ging Pommern wieder ohne alles Blut, einzig dem Herrscherwillen folgend, in den neuen Glauben ein. Aus diesen Stämmen also, die eine höchst bildsame Masse waren, konnte später so bequem der Staat Preußen geformt werden: allein an eine pommer'sche Vendee glauben, verräth vollständige Gedankenlosigkeit.

4.

Ich komme auf Amerika. Mein Grundsatz ist (und war es immer, ehe ich noch gefangen wurde): die körperliche Frei=

heit als die Grundlage alles entwicklungsfähigen und schöpferisch beglückten Daseins (mit ihr kann ein gebildeter Mensch in Rußland fröhlich leben!) ist jedes Opfer werth. Kann ich meine Befreiung mit einem Exil nach Amerika erkaufen, so gehen wir hin und können in diesem Fall selbst auf die Eltern nicht Rücksicht nehmen, eher noch ihnen den Hermann, der ihnen gehört, dalassen. Ebenfalls gälte Das, wenn gar kein ehrliches Brod mehr für uns in Europa wüchse, was ich jedoch unter allen Verhältnissen für unmöglich halte. Sonst aber gehe ich nicht nach Amerika, denn dort ist Dein und mein Bestes unrettbar verloren. Vergiß nicht, daß Amerika die Prinzipienfragen eben so gut wie Europa durchzuarbeiten hat, nur auf einem andern Felde. Weit entsetzlicher aber als aller Widerstreit einer Staatspartei gegen den Socialismus würde Dir und mir der Kampf um Schönheit und um das Recht der Kunst gegen amerikanische Geldgier und gegen methodistische Religiosität seyn, der gegenüber unser katholischer Formalismus noch ein Kinderspiel ist. Du und ich, wir haben den Beweis geliefert, daß in Europa jede Liebe sich durchsetzen läßt; wie aber, wenn unser Gottfried dort eine Mulattin oder auch nur eine Quinterone liebte und nun rettungslos von der Societät zerstampft würde? Auch müßte ich meinem Jungen in's Angesicht spucken, wenn er als Jüngling dort nicht vorkommenden Falls die zweilöthige Kugeln schießende Rifle ergriff, wenn einmal der gräßliche Krieg ausbricht, den die Yankees des Nordens verbündet mit aufständischen Negern gegen die Southrons führen werden, um

endlich den Greuel der Sklaverei wegzuthun! Fehlt dort der Kampf der Arbeit gegen das Kapital und den schwelgenden Genuß? Mit Nichten, er hat nur schrecklichere Formen, denn der Weiße, welcher Neger unterrichten oder gar über ihr Menschenrecht aufklären will, wird aufgeknüpft, während uns analog doch nur die Kugel drohte. Glaubst Du, dem Amerikaner sey sein jetziges Glück geschenkt? Er wird die Krise viel gräßlicher als wir durchmachen, die wir nun schon das Kind in der Geburt stehen haben. Und dann — ein Mann gehört seinem Volke, ich kann nichts Anderes seyn noch werden als ein Deutscher; hier habe ich meine Stärke, draußen bin ich ein dürres Blatt. Die europäische Krise wird nicht warten, bis unsere Jungen einen Bart haben: wenn aber alsdann noch im Kampfe der Bajonnete, was ich nicht glaube, Geschichte gemacht wird (ich halte das ewige Friedensreich für viel näher), dann mögen sie streiten für ihr Vaterland, aber nicht für ein Ding wie Sklavenemancipation, was schon ihre Großväter in Europa sich an den Schuhen abgelaufen hatten, und ich weiß ihnen kein besseres Loos zu wünschen, als ihrem armen Vater gefallen ist, mögen sie stehen, auf welcher Seite sie wollen. Auf wen einmal ein Volk seine Liebe wendet, der darf gar nicht eigensüchtig nach goldenen Fischen angeln, sondern muß ausharren, ob seine Stunde kommt. Sollte ich vor dieser Stunde frei werden, so werde ich sie nicht zu beschleunigen suchen, denn jetzt kann nicht mehr und soll nicht mehr von Einzelnen Etwas versucht werden, was hernach für Alle Geltung haben soll; aber still sie abwarten werde ich und ein

getreuer Eckart gegen mein Volk seyn. Nur natürlich in Bonn nicht. Und dazu wird mein starkes Weib auch Muth haben, Spartanerinnenmuth auch in Bezug auf die Söhne. Uebrigens sind das Alles Sorgen um ungelegte Eier. Erst wenn ich frei bin, kann ich überhaupt Entschlüsse über künftigen Erwerb und Aufenthalt fassen, und bis dahin läuft wohl der Wind noch oft herum, daß wir unmöglich heute schon den Cours festsetzen oder auch nur besprechen können. Zunächst dürfte es, der Natur der Sache nach, noch ein gut Stück finsterer werden, worauf ich vollkommen gefaßt bin; rüste also Deine Seele mit fröhlicher Geduld. Noch stehen wir nicht auf dem tiefen Punkte, den meine Erzählung (von Professor Weber) weissagt. Das Alles muß zuvor erfüllt werden. Eben so gewiß aber ist mir, daß dann unsere Kinder keine Kriege noch Gefahren für ihre Köpfe mehr kennen werden. Ich freue mich, in künftigem Glücke auch Denen einst zu vergelten, die uns jetzt wohlgethan haben, und Deren, liebe Johanna, sind doch auch Viele, Viele!

5.

Sonderbar, wie Jahrzehnte auseinander die 4 Poeten sich halten: Lessing, geb. 29, Schubart 39, Goethe 49, Schiller 59. Vielleicht ließe es sich mit bedeutenden Namen noch weiter durchführen. Mir fällt auf, wie wenig eigentlich unsere Poeten im vorigen Jahrhundert in ihrem Dichterberuf durch Frauen gefördert worden sind. Es muß ein fatales Geschlecht gewesen seyn, die deutschen Frauen jener Zeit. Lessing behandelt das

Geschlecht nur mit beißendem Spotte und findet ein Schätzchen, das mit reizendem Lachen über zehn Dinge spricht, von denen es kaum eines versteht, noch für das Erträglichste; über eheliches Glück hat er nur Hohn. Dieser Ton geht durch alle Autoren vor Bürger und Goethe durch: wie garstig satyrisirt Rabener die Frauen! Nehmen wir aber auch die Besten, wie die Wolzogen, so beweist doch deren Agnes von Lilien, wenn man sie etwa mit der Hahn-Hahn, also einer Schriftstellerin zweiten Ranges, oder etwa mit der Binzer vergleicht, wie wenig ein Schiller eigentlich lernen konnte im geistigen Verkehr mit ihr. Die Frauen des Gleim'schen Kreises sind erschrecklich langweilig. Und nun nimm, Herzogin Amalie ausgenommen, einmal alle Weiber, mit denen Goethe in Verbindung war, selbst Lilli nicht ausgenommen, besonders die, denen er sinnliche Neigung zuwandte (Bettina gehört da nicht hin und muß zu den Weibern unseres Jahrhunderts gezählt werden), wo war denn eine geistige Flamme in ihnen? Man darf sich also auch nicht wundern, wenn durch sie das Weib stets, auch in den liebevollsten Schilderungen, als eine inferieure Natur hingestellt wird, denn jeder Poet schildert die Welt, wie er sie durchlebt, durchgenossen und durchgelitten hat. Vielleicht ist Hölderlins Verhältniß zu Diotima das erste Verhältniß eines deutschen Dichters zu einer großherzigen Frau: wenigstens gewiß das erste, was ein Dichter selbst als ein großartiges schildert, obwohl wir noch immer nicht wissen können, in welchem Grade dieser Schwärmer sein athenienfisches Ideal einer blos gebildeten Bourgeoise untergeschoben hat. Darum

konnten wir in Deutschland auch immer nicht vorwärts; in Frankreich tritt in der Roland u. s. w. sofort nach dem Ausbruch ein imposantes Frauenleben auf. Die Anwendung auf unsere Zeit wirst Du Dir leicht selbst machen; in der Literatur kommt jetzt die Hälfte von Allem, was gut ist, aus weiblichen Federn.

6.

Spandau, Juni 1850.

— — Was nun den Umstand betrifft, daß man Dir in Berlin den Zutritt zu mir verweigert hat, so gedenke ich Deinen Schmerz darum durch keine Trostgründe abzustumpfen.

Ich habe mich fleißig mit der Geschichte von Männern beschäftigt, die für ihre Ueberzeugung litten, habe namentlich in meinem Fache als Kirchenhistoriker christliche Märtyrergeschichten studirt, nicht die fabelhaften Heiligen-Legenden der katholischen Kirche, sondern ächte Gemeindebriefe und Berichte von Zeitgenossen. Unter diesen Märtyrern waren nicht blos Leute des duldenden Gehorsams, sondern auch solche, welche das Militär aufforderten, aus dem Dienste zu treten, sich nicht zu stellen u. s. w; auch solche, die gewaltthätig Altäre zerbrachen und heidnische Götzenbilder in Tempeln zerschmetterten: also Verbrecher gegen das Staatsgesetz. Aber in keiner dieser Erzählungen habe ich gefunden, daß man den Freunden, Schülern, Verwandten den Besuch des Sträflings wehrte. Sokrates wurde frei von seinen Schülern und Freunden im Kerker besucht, und diesem Umstande verdanken wir zwei der herrlichsten Platonischen Ge-

spräche: den Kriton und Phädon. Johannes der Täufer war im Kerker in stetem Verkehr mit seinen Schülern, und von Christi Kreuz trieb kein Kriegsknecht die Mutter hinweg. So hat auch Cyprianus stets Freundestrost bis zu seinem Schaffot genossen; denn ihre Gegner waren freilich Heiden. Daß man das Weib, das nach Christi Vorschrift ihren gefangenen Mann mit ihrem Kuß und ihrer Treue aufzurichten kommt in einer schrecklichen Phase seines Duldens,[1] fernhält, das ist historisch neu. Gefangene besuchen zählt die Kirche unter die Werke der Barmherzigkeit, der christliche Staat verbietet es in seiner Hausordnung. — Sieh, Liebe, das ist mein Trost, daß an meinem Beispiel der Welt einmal kund wird, welcher Art unsere Gesetze sind, und das System, aus dem sie fließen.

Laß das gut seyn und fasse Dich. Die Geschichte hat mit wenig Meisterzügen von des Lactanz furchtbarer Feder jenen Galerius unauslöschlich in das Gedächtniß der schaudernden Menschheit eingezeichnet. Diese Geschichte laß das Wort entdecken, das jenes Gesetz künftig bezeichnen wird.

Daß der Dichter des „Otto der Schütz" um einer politischen That willen Wolle spult, oder Buchstaben und Ziffern nachmalt,[2] das, Liebe, ist ein Faschingsstück im Style des

[1] Es ist die Versetzung in das Zuchthaus nach Spandau gemeint. Siehe darüber den folgenden Brief.

[2] Bezieht sich darauf, daß man Kinkel eine Zeitlang mit Abschreiben von Rechnungen der Zuchthausverwaltung beschäftigte. Als Gnade erbat er sich wieder das Spulrad, weil er dabei doch wenigstens denken konnte, während ihm jene Beschäftigung auch diesen Trost entzog.

Hans Sachs. Die Welt aber wird Nichts so schnell satt, als die verkehrte Welt des Faschings. Also laß gut seyn und harre aus.

Ich bin hier in einen Ton gekommen, den ich vermieden hätte, wäre ich nicht veranlaßt gewesen, Deinen Brief zu beantworten. Ich werde nie wieder in diesen Ton fallen. — — Lebe wohl, küsse die Kinder!

7.

An eine Freundin.

Spandau, August 1850.

Ihren Brief, verehrte Frau, habe ich erhalten, und auch die Erlaubniß, ihn zu beantworten, ist mir zu Theil geworden. Ich beginne diese Antwort in der besten Stimmung, die es hier gibt: so eben habe ich am schönsten warmen Sommerabend einen Spaziergang im Hofe gemacht, zwischen Reseda und Weinlaub, das voll von schweren Trauben hängt. Der Himmel war so blau und weit aufgeschlagen, und einzelne kleine Wolken segelten hoch und langsam vorüber. Sie hören's also: noch hier in diesem Norden reift die Traube, und hier auch in Spandau gibt es erquickende Augenblicke aus der allerfreuenden Hand der Natur.

Ihr Brief hat mich eben so sehr erfreut, als die Vereitelung von Ihrem und Ihres Herrn Gemahls Besuche mich betrübte, und wo Sie von meinen lieben schönen Kindern erzählen, da haben Thränen mir nicht gefehlt. — — — In

meinem letzten Briefe von Köln aus muß ich Ihnen recht als ein Egoist erschienen seyn, da ich Ihnen nur von mir, von meinem Geschick und Hoffen schrieb. Allein ich war weit noch nicht zum Schlusse gekommen, als plötzlich meine Versetzung hierher erfolgte, und so mußte ich rasch abbrechen. Daher beginne ich nun heute mit Ihnen. Ich war sehr um Ihre Gesundheit besorgt. Es sind nicht eben viele Menschen, die einst in der Freiheit wieder zu sehen ich mich sehne — und eben Sie sollten sich Ihrem durch Sie beglückten Hause und Ihrem Freunde erhalten. Die Nachrichten meiner Johanna über Ihr Befinden und Ihr eigenes Schreiben beruhigen mich einigermaßen. Doch aus beiden entnehme ich, daß noch immer Ihr Gefühlsleben den alten hohen Wellenschlag nicht abgethan hat. Das betrübt mich. Denn auf diese Weise wird auch der Süden Ihre Gesundheit uns schwerlich wieder neu feststellen. Und noch mehr betrübt es mich, daß ich wenigstens einen Theil Ihrer Aufregung durch mein Geschick verschulde. Eben das treibt mich, Ihnen stets zu rathen, Sie, selbst der Leidende, dennoch zu ermuthigen. Wie ich damals im Herbste 1848, vorempfindend ein schweres Loos, in äußerlich noch glücklicher Lage, Ihnen dennoch eine tiefe Schwermuth entgegentrug, so erfüllt heute meinen Kerker die Ahnung mit fröhlichem Schimmer, daß nun dieses das letzte seyn werde unter den eigenthümlich schweren und dunkeln Räthseln meines verschlungenen Lebens; daß hinter ihm durch eine frische Thätigkeit auf meinen allereigensten Lebensgebieten und auch durch die errungene Stille des Gemüths ein freudenreiches Leben mir auf=

blüht. Diese Hoffnung hat mich selbst in den allergrößten Gefahren nicht verlassen; wer ganz und unbedingt in einer Idee lebt, dem ist es vielleicht heilsam, durch einen so heftigen Stoß, wie ich ihn erlitt, daran erinnert zu werden, daß nicht allezeit es Pflicht der Persönlichkeit ist, sich an den raschen Sieg der Ideen zu setzen. Solch ein hart entbehrungsvolles Unglück wie meines lehrt eben das Leben in seiner Allseitigkeit, in all' seinen mannigfachen Reizen fassen und werth halten: wie ich denn wohl sagen darf, daß namentlich meine Kinder mir nie theuerer gewesen sind als jetzt. So, nachdem der erste, allerdings bittere Eindruck der veränderten Gefangenschaft überwunden ist, trage ich mit Fassung, was ja für später mir wohl Rosen bringen wird. Und weit entfernt, diese Art, die Dinge zu sehen, als ein Muster aufzustellen, wünschte ich doch auch meiner Freundin Etwas von dieser Art, die doppelte Seite der Verhältnisse zu sehen, nicht im Sturme des Gefühls mit vollen Segeln daherzugehen. Kein Individuum, auch kein uns befreundetes, darf uns den Klarblick auf das Große und Ganze trüben, und mitten im persönlichen Elend spreche ich es doch aus, daß diese Zeit eine große und gewaltige ist, daß, welche Fahne in diesem Kampfe siegen mag, die gesammte Menschheit einer neuen und gedankenverklärten Zukunft entgegenschreitet. Denn nie waren Tage wie diese, wo so allgemein, so scharf und bestimmt, so unzweideutig und rücksichtslos die großen Gegensätze sich befehdeten, wo alle Mächte des Gedankens, die das Leben beherrschen, so vollzählig in die beiden Lager sich versammelten. Eines der beiden Lager, das kann

man jetzt als feststehend betrachten, wird zu einem vollständigen Siege gelangen, und damit für eine geraume Zeit der Weltentwicklung ein friedlicher Fortschritt gegeben seyn. Diese Friedenszeit erlebt wohl zuverläßig noch unser Geschlecht; sie wird unsere Entschädigung seyn für die bittere Zerrissenheit, den stillen schweren Gedankenkampf unserer Jugend. Darum, wie auch der Würfel falle: die Menschheit wird eine neue Stufe ersteigen, und noch wir selbst werden die Ostküsten des Mittelmeeres, die so lange ersehnte Erde des heiligen Grabes, Aegyptens wundersames Fabelland und Homers Jonien von europäischer Kultur aufblühen sehen. Und wenn unsere Gegner siegen, so werden sie ja doch, wie einst Napoleon, zur Organisation der neuen Weltgestalt, die dann ihnen zur unabweislichen Aufgabe fällt, alle lebendigen, treibenden Kräfte der Gegenpartei verwenden müssen. Darum wird auch uns in der neuen Entwicklung das Plätzchen nicht fehlen, so wenig wie es einst im Staate mir fehlte, als der Minister Eichhorn selber in jenem Sommer 1847, wo wir uns zuerst sahen, mir aussprach, daß er mich im Staatsdienst zu erhalten wünsche. Und so erblicke ich neben der Weltzukunft auch mein Geschick wieder festgestellt — freilich nicht als Professor in Bonn, überhaupt nicht in irgend einer bestimmten vorausgewußten Form, ja nicht einmal in einer vorzugsweise ersehnten Richtung der Thätigkeit, da ich in mehr als einen Sattel gerecht bin. Wer weiß, ob Sie mich nicht einst unter selbstgepflanzten Weinreben in jenem, nun ganz wüstliegenden, nur von Beduinen durchstreiften Gefilde besuchen, das jenseits des todten Meeres sich

dehnt, dem einst weinberühmten, von den Propheten gefeierten Moabitis, den Keim der Kultur vorwärts tragend und pflegend bis hart an die Grenzen des ewigen Sandes, der arabischen Wüste! Und um mich ein Geschlecht deutscher Arbeiter und Bauern, die in Europa zu viel waren, und die deßhalb meinem Stern folgten, wo man sie brauchen kann, in das entvölkerte Asien, an die physische und geistige Wiege des Menschengeschlechts! Und dann breiten wir auch Ihren Fußteppich an festlichen Tagen aus, wenn ein Scheik der Wüste uns besuchen kommt; da setzt er sich im weißen Burnuß darauf an die Erde, und die Adele bringt ihm eine Schaale Kaffee, und der Hermann eine Pfeife, und Gottfried zieht ihm den edelsteinbesetzten Dolch aus der Scheide und lacht die blitzende Damaszenerklinge an. Sehen Sie, so kommt Alles zu Ehren, auch Ihr Fußteppich, wenn solch' ein „Wüstenlöwe" auf ihm ruht, viel besser als wenn er hier im Spandauer Zuchthause verstaubte. Welch' ein Phantast! würde ein Anderer sagen, der Dieses läse; aber vor Ihnen, warum sollte ich nicht auch Phantast seyn? — — —

Sie werden im Herbst Venedig sehen. Das Wort hat mich tief bewegt. Ich war nie in Venedig, aber es gehört zu meinen schönsten Wünschen. In Nizza, in Pisa war ich. Nizza ist als Natur über alle Maßen schön; ich wandelte dort mit einer der schönsten Frauen, einer Schweizerin, an deren Haus ich empfohlen war, am sonnenhellsten Dezembertag durch den Orangengarten ihrer Wohnung, der zum weiten offenen Meer sich hinabzog, in jener zauberhaften Luft, die alle Freudigkeit

des Daseins in uns aufregt, und erst 21 Jahr alt! Es war ein poetisch blühender Tag. Pisa's alte Pracht habe ich nur flüchtig genossen. Desto inniger das nahe Florenz und Lukka. Aber um Venedig beneide ich Sie: seine Malerschule ist, wie meine Art, die Welt zu sehen, mir lieber als selbst die Römer und Florentiner. Gedenken Sie meiner bei Giorgiones dunkelflammender Gluth, vor Tintoretto's tiefer Schattenkraft, und bei Palma des Aeltern reizenden Blondinen: es sind seine vier Töchter, die er so gerne in Madonnen einkleidete; auch bei Paolo Veronese's festlicher Pracht! Den Titian nenne ich gar nicht, denn er leuchtet Jedem von selber ein.

Sie sehen, Ihr voriger Brief ist zu mir durchgedrungen. Es würde mir eine große Freude seyn, wenn Ihre Feder mir Bilder aus dem deutschen Süden und aus Italien böte: darf ich doch hoffen, Ihnen zuweilen antworten zu können und phantastische Arabesken Ihnen dafür zu geben, wie sie auch an Kerkermauern sich emporranken. Sorgen Sie also, daß Sie künftig in Ihren Briefen mich nicht loben (ich will einmal sehen, ob Ihnen Das wirklich möglich ist); so werde ich die Freude Ihrer Correspondenz auch ferner haben. Und nun rufe ich Ihnen noch einmal zu: Ruhe und Stille! Zwischen den Zeilen von einem Briefe Johanna's lese ich es heraus, daß Sie mit Ihrer lebhaften Vertheidigung des Freundes sich schon mehrfach ausgesetzt haben. Ich bitte, thun Sie Das nicht ferner und versäumen Sie im raschen Worte die Vorsicht nicht, welche die gegenwärtige Stunde und Ihre Lebensstellung Ihnen als Pflicht auferlegt. In allem Uebrigen danke ich Ihnen auf's

Herzlichste für alle Ihre Güte gegen meine Johanna, meine Kinder und mich, und in diesen Dank schließe ich Ihren Gemahl mit ein, der Ihre Einladung nach Badenweiler so gütig unterstützt hat. Wie immer, bestimme ich auch diesen Brief nur für Sie und die Ihrigen, und bitte, ihn nicht einmal vorlesend Anderen mitzutheilen. Die einzige Möglichkeit einer wenigstens noch halbwegs freien Correspondenz ruht darauf, daß nichts Schriftliches aus meinen Mauern in's Publikum dringt. Erwiedern Sie aus meinem warmen Herzen die Theilnahme, die Ihr Gemahl mir schenkt und seinen Gruß; erhalten Sie Ihre Gesundheit und die Hoffnung wolkenfreier Tage, und genießen Sie das Leben und die beglückende Luft des Südens so fröhlich, als es nur irgend die gegenwärtige Schwüle zuläßt. Von Herzen grüßt Ihr Freund

Gottfried Kinkel.

8.

An dieselbe.

Spandau, den 15. September 1850.

Ihr herzlicher und sehr lieber Brief vom 13. August, meine verehrte Freundin, ist mir zu seiner Zeit zugekommen und hat mich in meiner Einsamkeit erfreut und getröstet. Ihrem Wunsche gemäß melde ich Ihnen von mir, daß ich jetzt statt meiner Handarbeit Abschreibe- und Kanzlei-Arbeit übertragen erhalten habe, was immer schon eine Erleichterung und größere

Annäherung an meine frühere Lebensthätigkeit ist und den Kopf doch freier läßt als das eintönige und einförmige Spulen. Auch körperlich befinde ich mich gesund; in der Seele wird freilich bei längerer Dauer der Haft immer schwerer den geistigen Schwung oder wenigstens die elastische Schwungkraft sich zu erhalten. Das Gefühl ist wie ein Magnet: es verliert seine Kraft, wenn es nicht Menschen liebend an sich ziehen kann. Doch fühle ich mich noch immer weit von stumpfer Gefühllosigkeit und Gedankenerschlaffung entfernt: die Schärfe, womit zu manchen Stunden mein Leiden sich in mein Gemüth gräbt, gibt mir doch auch zugleich den fühlbaren Beweis, daß die Nerven der Empfindung noch nicht zerschnitten sind. So weit also meine Klagen, und nun von anderen Dingen.

Glauben Sie mir, so egoistisch bin ich noch nicht, daß ich wünschen sollte, meine Freunde möchten sich recht bitter über mein Schicksal betrüben. Und was Sie von Ihrer Scheu berichten, sich voll zu freuen an der freien schönen Luft, Das, Sie wissen es schon, billige ich durchaus nicht, und nehme Ihr Versprechen als gegeben an, daß Sie das Leben im Süden, welches Sie jetzt umfängt, recht ausbündig mir zu Ehren, der ich von Anlage und Temperament recht ein Südländer bin, ausgenießen wollen. Ihre Schilderungen aus Badenweiler haben mir viele Freude gemacht; mich selbst aber hat weder früher der wandernde Fuß noch 1849 die Fahne in den Schwarzwald geführt, sonst hätte ich bei meiner historischen Untersuchungswuth den Namen Ihrer Ruine wahrlich nicht wieder vergessen. In den Vogesen da gegenüber bin ich 1837 gewe-

sen, und noch vom hohen Kerkerfenster in Karlsruhe habe ich an ihnen jenes wundervolle Farbenspiel des Sonnenunterganges beobachtet, das Ihr Brief mit einem Seitenblick auf die französischen Frauen so anmuthig schildert. Lassen Sie mir ja die französischen Frauen ungetadelt! Die Sand suchen wir diesseits der Vogesen und Ardennen umsonst, und die Frauen wie das ganze Volk sind über alle Maßen ernsthaft, philosophisch, deutschgründlich geworden: das Wort coeur hat einen neuen Begriff bei ihnen bekommen, ist von den amours zu der charité übergegangen, und dabei haben sie beim heftigsten Durchringen der modernen Weltidee, selbst mitten im erbittertsten Kampf, die Grazie nicht verloren. Frankreich, das ganz moderne Frankreich, hat in der Person des Erzbischofs Affre vielleicht den letzten Kirchenheiligen, Kirchenmärtyrer im alten Styl hervorgebracht, der im Werke der Versöhnung zweier kämpfenden Volksklassen, ein Kind des Friedens, auf den Barrikaden fiel. Meine Augen suchen in Deutschland den Geistlichen, der so groß zu sterben vermöchte, wie Affre im Juni 1848 gefallen ist! Sehen Sie, was in Frankreich coeur ist? Ein einziger Opfertod dieser Art sühnt den ganzen blutigen Irrthum, in den dies groß angelegte Volk in der Junischlacht gefallen ist.

Ich danke Ihnen auch für Das, was ich über Ihre Kinder erfahre, namentlich wie Marie im Lernen fortschreitet. Ueber Lucie müssen Sie sich nicht grämen: Kinderunarten, auch zänkische Art, wo nur nicht roher Egoismus unterliegt, fliegen den Kindern an wie körperliche Krankheiten: wegerziehen hilft da nicht viel. Ich kenne überhaupt nur eine Erziehregel,

mit der ich unter den ungefähr 3000 Deutschen beider Geschlechter, die als Schüler oder Zuhörer von mir gelernt haben, mehr als Ein dankbares Herz mir erworben, auch wohl mehr als Einem jungen Geist in Entfaltung seiner Schwingen genützt habe: Das ist die Regel, dem Guten, das im Zögling aufkeimen will, gleichsam nur Sonne zu verschaffen, dem kindlichen Geist dahin Bahn zu öffnen, wohin nun eben seine Wißbegierde und sein Fleiß sich wenden möchte, so das berechtigt Werdende immer blos zu kräftigen und der Kraft des Waizens selber die Unterdrückung des Unkrauts anheimzugeben. Bezüglich auf Fehler der Kinder, sofern diese mehr Unarten als sittliche Verirrungen sind, bekenne ich mich sogar zu der paradoxen Maxime Goethe's, daß man dem Menschen die Möglichkeit lassen müsse zu irren, damit er selbstwillig, nicht blos am Gängelbande, den Irrweg zurückmachen lerne: Was natürlich Alles seine Grenzen hat. Es hat mir leid gethan, daß Sie von Ihnen selbst und Ihrer Gesundheit mir gar nichts mittheilen und mit diesem Schweigen für den Egoismus mich bestrafen, mit dem ich von Köln aus allein über mich geschrieben hatte. Theilen Sie mir doch über Ihr Befinden mehr mit, und melden Sie mir, wenn Sie erst über den Alpen sind, was Sie dort erlebt und gesehen haben. Dabei wird wohl noch manche Erinnerung an eigene Erlebnisse in mir aufwachen.

Ich darf hier in den Musestunden lesen und habe eine kleine Auswahl aus meiner Bibliothek zur Hand. Mehrere Sonntage hat mich die Reise unsers Chamisso in die Südsee

beschäftigt, die er 1815—18 als Naturforscher am Bord des Rurik mit der Romanzoff'schen Entdeckungsexpedition machte, und besonders erging sich mein Denken unter den stillen Menschen ostindischen Stammes, die nur auf der von Europäern erst damals entdeckten Inselgruppe Radack auf den sogenannten niedern Inseln der Aequatorgegend im Stillen Meer wohnen. Die Natur arbeitet dort zwischen den Wendekreisen unabläßig schöpferisch in riesigem Maßstabe landerzeugend fort. Aus der Tiefe des Meeres mit senkrecht abschüssigen Wänden, an denen das Senkblei sofort keinen Grund mehr findet, steigen gewaltige Inselberge, aus den Wellen nur flach herausgehoben, an die tropische Sonne, die der Fluth und der Luft die stets gleiche Temperatur von 22° verleiht. Diese Berge wachsen und entstehen noch heute immer fort: Trillionen der kleinsten Thierchen bilden sie, eine Generation erschafft aus ihren Skeletten immer eine neue Lage, bis endlich die oberste Schicht aus der Fluth taucht und ein bei der Ebbe hervorragendes Riff bildet. Jahrtausende hat Leben um Leben sich verzehrt, aber doch des Lebens auch gefreut, bis endlich das Licht und die Luft erreicht wird, wo nun die Bildung durch die Thierwelt stille steht. Aber nun beginnt die Pflege ihr Amt: auf das Riff, das rund in meilenweitem Umkreis den Kopf des Inselberges umsäumt, während seine Mitte einem wassergefüllten Krater gleicht, wirft die See Korallensand, Tang und andere vegetabilische Stoffe aus; Kräutersamen führt die Fluth von fernen fernen Inseln heran: das wurzelt und erzeugt eine dünne fruchtbare Erdschichte. Dann kommt mit der Fluth die etwa

aus einem Fahrzeug verlorene Kokusnuß und der Same des Pindanusbaumes, und wenn diese Wurzel geschlagen haben, dann kann auch der Mensch dort leben; als verschlagene Seefahrer landen fremde Insulaner dort und nehmen die Stätte ein. Etwa 500 Menschen können dort auf dem dürftigen, aber durch ewige Wärme wonnigen Land von vielleicht 100 Inselchen einer solchen Gruppe leben, und auf Radack bestand das Gesetz, daß jede Frau ihr viertes Kind und alle darauf folgenden tödten mußte, weil sonst die Bevölkerung zu stark anwuchs. Für diese 500 Menschen hat die Gotteskraft, die Natur, ein paar Jahrtausende gearbeitet, um ihre Existenz zu ermöglichen. 500 Menschen: es sind so viel, wie eine gut gerichtete Salve einer Shrepnellbatterie auf einmal niederwirft. Stellen Sie noch ein anderes Bild aus demselben Ozean, aber aus seinem hohen Norden dagegen. Als auf den aleutischen Inseln, es mögen jetzt 180 Jahre seyn, die ersten Fuchsjäger vom Kamtschadalischen Festlande anlangten, stellten sie die Aleuten in Reihen hinter einander auf, um zu probiren, durch wie viele die Kugel ihrer gezogenen Büchse durchschlüge. Die Thatsache scheint außer Zweifel — Jegori Schelihoff wird unter den Thätern genannt — und sie thaten das öfter, they used not unfrequently u. s. w., wie die Quelle sagt. Wie weit, wie weit, und nicht in diesem Beispiel allein, sind die Menschen von dem Vorbild der Natur entfernt! Wie sparsam für Menschenleben und für Menschenglück ist die göttliche Weisheit, wie verschwenderisch gehen wir mit Beidem um!

Das sind trübe Kerkergedanken. Aber es sind auch nicht

meine einzigen. Ich lese besonders, so weit es denn die auf-gegebene Arbeit und der kürzer werdende Tag erlaubt, Geschichte, bald der alten Welt, aus meinen lieben praktischen Lateinern, bald der Reformationsepoche; doch fesselt mich fast noch mehr Erdkunde und Kosmologie, ein Gebiet, in das ich früher nie eingedrungen bin und das nun diese wunderliche Verflechtung meiner Geschicke mir zu erschließen bestimmt ist, zu dem früher der Lauf meiner Studien mich schwerlich geführt hätte. Wer weiß, wozu das gut ist? Sollte es dazu kommen, daß ich meine Freilassung durch Auswanderung nach Amerika erkaufen könnte, was ich hoffe, wenn auch nicht so bald, wie Sie zu hoffen scheinen, so kann ich dort immerhin ein brauchbarer Schulmeister werden. Und ein guter Schulmeister ist auch ein nützliches Subjekt. Uebrigens wäre mir jeder Lebenser-werb gleich recht, außer der Gefangenschaft versteht sich, auch in welchem Lande, nur müßte das nicht zu hoch im Norden seyn, denn das geht mir gegen die Haare.

Meine Johanna erfreut mich mit rührender Treue und unerschöpflichem Beobachtungsreichthum durch ihre regelmäßigen Briefe, und von den Kindern schreiben nun schon zwei kleine Briefe an mich. Wenn es nicht gar zu übermäßig lange mit meiner Haft dauert, so daß der Tod nicht zu große Lücken in den Kreis der Freunde reißt, hoffe ich einen recht fröhlichen Auferstehungstag zu feiern. Der Erfolg meiner Schriften, für den Sie, meine treue Freundin, zu der Zeit, als mein Name noch sehr schwach klang, so eifrig gearbeitet haben, verbürgt mir die nichtabnehmende Theilnahme der Nation für

mein herbes Loos. Das Schützchen, das Sie nun einmal so über Gebühr lieb haben, geht jetzt in die vierte Miniaturausgabe, so daß von ihm mit der ersten in den Gedichten nun schon über 9000 Exemplare verbreitet sind. Jetzt kommt die fertige Sammlung, und hoffentlich wird auch sie guten Erfolg haben. Die bisher streng verschlossenen Gedichte meiner Liebe aus 1839 — 41 treten hier zuerst auf, und die alte Sammlung erscheint um das Doppelte wenigstens vermehrt. Manche Fragmente sind dabei; ich hoffe, sie sollen hie und da den Wunsch erwecken, daß man mich frei lasse, damit ich sie vollende.

Erfreuen Sie mich mit Mittheilungen von Ihnen und aus der Welt, so weit sie mir nicht versperrt ist; grüßen Sie H. v. B. und Marie von mir und glauben Sie an die herzliche Verehrung, mit der ich mich zeichne als Ihren Freund

Gottfried Kinkel.

Meinem Pathchen einen Kuß auf die Stirne.

Poesieen.

Lieder der Gattin.

I.

Am Gefängnißthurme von Rastatt.

Was schaut ihr, Kindlein, traurig zu mir auf,
Und fragt, warum der Mutter Thränen rollen?
Hemmt nicht mit süßem Schmeicheln ihren Lauf,
Der aus der Seele quillt, der schmerzenvollen.

Der Vater, den wir lieben treu und rein,
Er weilt gefangen auf dem hohen Thurme,
Und lauscht durch sein vergittert Fensterlein
Dem fernen Schlachtendonner und dem Sturme.

Er kämpfte für die deutsche Republik —
Prophetisch sah sein Aug' die Zukunft tagen;
Zur Freiheit hingewandt den kühnen Blick,
Nicht nach der Zahl der Feinde mocht' er fragen.

Es färbt sein edles Blut den Boden roth;
Er sank, doch hielt die Hand noch die Muskete.
O darum nur verschont' ihn früher Tod,
Daß er des Kerkers öden Raum betrete!

Ihr stolzen Sieger, ehrt den tapfern Feind,
Der bis zum Tod getreu blieb seiner Fahne,
Deß Lippe nie mit falschem Hauch verneint,
Was still sein Herz beschloß im heil'gen Wahne.

Doch wir verhüllen wehmuthsvoll das Haupt,
Und harren stumm dem düstern Schicksalsspruche:
Noch grünt die Hoffnung; weh, wenn sie entlaubt —
Dann wird die Welt, das Leben uns zum Fluche![1]

Im Juli 1849. Johanna Kinkel.

II.

Zu Hause.

Still ist's um mich, es naht die Mitternacht,
Des Tages lichte Farben sind erblichen,
Des Glückes Bild, das lange schon entwichen,
Taucht auf vor meinem Sinn in Lenzespracht.

Die Lampe fass' ich wieder, die Dein Arm
Einst vor mir hertrug, um dieselbe Stunde,
Wenn Hand in Hand wir machten unsre Runde
An unsrer Kinder Bettchen lieb und warm.

Noch ruhen sie, wie damals sie geruht,
Aus ihren Mündchen, wie aus frischer Blume,
Weht leis der Unschuld Hauch im Heiligthume,
Und auf den Wänglein spielt der Rosen Gluth.

Doch ach, der Vater schmachtet fern, o fern,
Und wie aus tiefem Schacht von dem Juwele
Ein Glänzen steigt, blickt aus dem Grund der Seele
Ihn ewig an der Kindlein Augenstern.

Wohl nie hat Der in Kindesaug' geschaut,
Der so entriß den Vater seinen Sprossen
Und eng mit Eisengittern ihn umschlossen,
Wohin nicht dringt der süßen Stimmchen Laut.

[1] Dieses Lied ist von Johanna Kinkel componirt, und der Eindruck, den es bei gutem Vortrag macht, ist gewaltig.

Doch ob nicht Laut noch Blick ihn mehr erreicht,
Zu ihm, in seine kalten Kerkerräume,
Des Weibes und der Kinder Sehnsuchtsträume
Zieh'n wie auf Geistesschwingen kühn und leicht.

Gut' Nacht, du treuer Mann, schlaf' friedlich ein,
Es sey'n mit Dir der Deinen traute Bilder,
Und um dein Ohr ein Lied der Heimath, milder
Als Kettenklirren, rausche Dir vom Rhein.

Balsamisch säusle der Erinn'rung Chor
Um Deine Schläfe, bis mit Donnerklängen
Der liebste Dir von allen Erdensängen
Einst triumphirend sprengt Dein Eisenthor.

Johanna Kinkel.

Gedichte von Adolf Strodtmann.

I.

Nun sitzt er wieder bleich und kummervoll
In seiner Zelle nachtumstarrten Wänden,
Allein mit seinem Schmerz und seinem Groll,
Die Spule drehend mit geschäft'gen Händen.
Kaum daß ein Lied um seinen Kerker klingt,
Kaum daß ein Vöglein ihm den Lenz verkündet:
Den Frühling, wo auch seine Fessel springt,
Wo eine Welt den Psalm des Friedens singt,
Und frei und stolz der Liebe Tempel gründet!

Ach, fern — wie fern! ist noch die gold'ne Zeit,
Von der wir träumen und an die wir glauben!
Jetzt, wo der Frühling seine Blüthen schneit,
Der Sprosser singt in duftumwallten Lauben.

O draußen hat sein lächelnd Kindeshaupt
Der Knabe Lenz in jedes Land getragen:
Doch hier — im Herzen — hat ein Wurm geraubt
Der Blüthe Pracht, die froh dem Lenz geglaubt;
Des Menschen Frühling hat der Tod erschlagen!

Denn Haß ist Tod! Und Haß beherrscht die Welt,
Er sitzt zu Thron, so weit die Blicke reichen,
Er wandelt giftaushauchend durch das Feld
Und füllt es mähend rings mit Blut und Leichen!
O solche Saat! — Muß nicht des Frühlings Hauch
Wie Brudermord in Eure Seele klingen?
Weht schwarz und dampfend nicht ein Pulverrauch
— Wie Grabesduft — aus jedem Blüthenstrauch,
Euch eines Freien Todesgruß zu bringen?

Ihr wollt nicht ruh'n von Eurer „Gnade" Zorn,
Ihr säetet Blut — nun steht das Feld voll Rosen;
Doch jede birgt für Euch den scharfen Dorn,
Wenn frei mit ihrem Blatt die Winde kosen.
Schlingt Ihr beim Fest Euch Blumen durch das Haar:
Gebt Acht, ob nicht der Thau die Stirne feuchtet;
Der Thau von Perlen, purpurroth und klar,
Der einst das Blut von Euch Erschlagener war,
Und nun als Brandmal Euch vom Haupte leuchtet!

Wenn heut' der Dichter seine Blüthen sucht:
Von Standrechtsgräbern muß er sie entwenden!
Er möchte beten — doch die Lippe flucht,
Daß selbst das Grab mit ihrem Haß sie schänden!
O Gott! die Liebe schläft im Erdengrund,
Sie wimmert leis, in Kerkerhaft gefangen;
Die Liebe stirbt mit qualentstelltem Mund,
Die Liebe ringt den Arm in Ketten wund,
Und rüttelt machtlos an den Eisenstangen!

Wem nicht der Haß auf finst'rer Braue thront,
Den schleifen sie als Sünder durch die Gassen!
Sie haben selbst den Dichter nicht verschont:
Und doch und doch — der Dichter kann nicht hassen!
Er hat geliebt, weil er nicht hassen kann,
Er hat geliebt — die Lieb' ist sein Verbrechen!
Sie thaten ja die Liebe in den Bann:
Er hat geliebt, weil er nicht hassen kann —
Das war genug, um ihm den Stab zu brechen!

II.

Es war im März. Die Freiheit schien erwacht,
Das Volk erstand, nach seinem Recht zu fragen.
Wir stritten heiß in blut'ger Männerschlacht
Und wußten groß des Sieges Glanz zu tragen.
Das war ein Jubeln und ein Freudenschrei,
Wie hat der Throne morscher Bau gezittert!
„Schwarz=Roth= und Gold — gegrüßt, du heil'ge Drei!
Unser der Sieg! Das deutsche Land ist frei!"
So hat es laut in Ost und West gewittert!

Noch seh' ich Dich an jenem Märzestag,
Da standest Du auf höchstem Marktbalkone
— Vergöttert fast — und tausendstimmig brach
Der Menge Jubel aus zu Deinem Lohne.
Wie schlug Dein Herz bei ihrer Liebe Sold,
Als sie „des Deutschen Vaterland" gesungen!
Und dann, als Du das Banner schwarz=roth=gold
Flammenden Blicks im freien Land entrollt —
Wie jauchzten sie, als da Dein Wort erklungen:

„Männer!
Bürger und Brüder!
Grüßet entblößten
Hauptes das Banner,

Das da ein Zeichen
Sey von der Größe
Und von dem Ruhme des deutschen Volks!

„Wieder
Deckt mit dem freien
Hute das Haupt dann!
Denn von dem heutigen
Tage des Sieges
Seyd Ihr ein freies,
Segenumstrahltes, starkes Geschlecht!

„Und so laß ich dich
Flattern, du deutsches
Banner, frei in befreiter Luft!
Sammeln sollst du
Unter dir alle
Stämme des Blutes in deutschem Land!
Rauschen sollst du
Auf allen Meeren!
Sollst uns ein Zeichen
Werden der Liebe,
Das da geleitet
Alle Gedrückten,
Alle Verwaisten,
Alle Verzagenden,
Froh auf den Weg zum ewigen Licht!

„Ich schwinge die Fahne gegen Westen!
Wo zwei mächtige
Starke Völker
Wohnen in Liebe,
Die da zuerst der
Freiheit die Gasse
Brachen im Schimmer des Morgenroths!

Fürchtet sie nimmer!
Denn von dem heutigen
Tage des Ruhmes
Fürchtet der Deutsche
Nichts auf der weiten, der herrlichen Welt!
Aber in Liebe
Lasset uns gründen,
Bauen mit ihnen den Tempel des Lichts!

„Ich schwinge die Fahne gegen Norden!
Und so grüß' ich mit
Ihr das geliebte,
Einige mächtige Vaterland!
Flattern doch heute
Diese heiligen
Farben des Volkes
Ueber das ganze deutsche Reich!
Rauschen im Winde
Ueber der Ostsee;
Grüßen den weißen
Polnischen Adler;
Grüßen den schwarzen
Adler der Russen stolz und fest!
Auf denn, o Banner!
Auf denn, im Bund mit
Unserem Adler!
Wehe ihm zu aus den
Falten im Winde:
Vorwärts, o Adler!
Muthigen Auges
Immer zur Sonne,
Vorwärts, vorwärts zum ewigen Licht!

„Ich schwinge die Fahne gegen Süden!
Grüßend mit ihr die
Völker, die freien,

Die, uns zum Heile,
Vor uns errangen der Freiheit Licht!

„Ich schwinge die Fahne gegen Osten!
Völker sind dort,
Die noch des Tages
Nicht sich erfreuen,
Welcher auf uns sich
Golden und strahlend herabgesenkt!
Auch vor ihnen
Fürchte dich nimmer
Deutsches Banner!
Ihnen auch sollst du
Glänzen als Bild der
Sonne des Morgens,
Die uns zum Kampfe
Leuchtet um Freiheit
Und um des Menschen ewiges Recht!

„Und so heb' ich dich
Glänzendes Banner
Hoch in die freie, die singende Luft!
Und so ruf' ich:
Lebe das große,
Lebe das ewige,
Einige, heilige deutsche Reich!" —

Ein Jahr verstrich — und Alles wie zuvor!
Von unserm Kampf ist nur die Schmach geblieben;
Kein lautes Grollen stört des Herrschers Ohr,
Die Freien sind geschlachtet und vertrieben!
Sie irren ruhlos um in fremdem Land:
Deutschland und Polen — Eins im Schmerz geworden!
Und wer die Rast am Heimathufer fand,
Dem winkt' ein Grab, wo seine Wiege stand,
Oder ein Kerker auch im kalten Norden!

O mahnt mich nicht an Euer Strafgericht —
Ich müßte fluchen mit erhob'nen Händen!
Ihr kennt den Tod vielleicht, die „Gnade“ nicht,
Die — mehr als Tod — ihr Opfer weiß zu schänden!
So tödtet sie, wenn Ihr sie hassen wollt,
Laßt ihre Kühnheit mit dem Schwert sie büßen!
Nur — bei dem Blitz, der aus den Lüften rollt! —
Nur schändet nicht der Mannesehre Gold,
Und tretet nicht das Heiligste mit Füßen!

III.

Sein Auge brannte hell,
Es glühten seine Wangen,
Als er zum letzten Mal
Zu Weib und Kind gegangen.
Am Rhein= und Neckarstrand
Erscholl der Ruf der Schlacht: —
Da hat er für das Vaterland
Sein Leben dargebracht.

Die Abendglocke klang,
Es schliefen schon die Kleinen;
Er küßte ihre Stirn'
Im Schlaf mit stillem Weinen.
Das treue Weib umschloß
Sein Arm zum letzten Mal,
Und eine Mannesthräne floß
Beim feuchten Mondesstrahl.

So stürmte er hinaus
In's wilde Kriegesleben,
Wo Todesengel kalt
Des Menschen Schicksal weben.

Der Freunde Wall zerbricht,
Von Leichen starrt das Feld!
Er aber stand und wankte nicht:
Ein jeder Zoll ein Held.

Dann traf die Kugel ihn,
Bleich wurden seine Wangen;
O Gott! es haben schon
Die Schergen ihn gefangen!
Von seiner Schläfe rann
Das rothe Heldenblut! —
Doch mehr als Todesqual ersann
Ihm seiner Feinde Wuth.

Sie brachen ihm den Stab,
Und haben ihn gerichtet,
Weil muthig der Poet
Sein Lied zur That gedichtet.
In seine Zelle dringt
Kein Früh= und Abendroth,
Bis einst sein Freiheitslied ihm singt
Der Welterlöser: Tod!

IV.

Kennt Ihr die Mähr' aus längstverscholl'ner Zeit,
Wie man Verbrecher lebend einst begraben,
Weil sie der Götter Heiligthum entweiht,
Und sich der finstern Mächte Fluch ergaben?
's war eine Strafe, die der Haß erdacht,
Von der das Volk sein reines Antlitz kehrte,
Vollzogen von des Henkers Arm zu Nacht,
Wenn Alles stumm, und rings kein Auge wacht,
Das seinem Amt mit heil'gem Zürnen wehrte.

Dann kam der Tag. Sein lächelnd Angesicht
Hat nicht des Sünders letzten Kampf gesehen;
Er steigt in's Thal mit seinem gold'nen Licht,
Und Morgenlüfte durch die Felder wehen.
Der Mond nur hat geschaut ein brechend Aug',
Und barg sein Haupt in einer Wolke Schleier.
Der Haß entfloh — es klingt der Liebe Hauch
Beim ersten Morgenstrahl um Blüth' und Strauch,
Und selbst das Grab umglänzt der Liebe Feier.

Heut' sind sie schlimmer noch als dazumal,
Wenn sie das Blut aus Nachtmahlsschalen trinken;
Sie morden sich bei hellstem Sonnenstrahl
Und jubelnd sieht das Volk die Häupter sinken.
Nicht mehr Verbrecher trifft das Henkerschwert,
Nein: wer der Liebe heil'gen Spruch verkündet!
Es ward zum Beil, mit dem der Haß sich wehrt,
Zum Blitz, der in die höchsten Stämme fährt,
Und rings die Welt in Kriegesbrand entzündet!

Im Grabe selbst ist keine Ruhe mehr;
Schakalen gleich durchwühlen sie die Erde,
Begrab'ne zerren sie zum Marktplatz her,
Daß auch das Todte noch entheiligt werde!
Denn wer in Euren Kerkern einsam klagt,
Ist lebendtodt und zählet zu den Todten! —
Ihr habt das Grab um seinen Spruch gefragt —
Der Todte naht — und seine Lippe sagt
Denselben Gruß, den einst sie Euch geboten:

„Ich bin Ich!
Was doch sucht Ihr
Bei den Gewürgten? —

„Ich bin Ich!
Was ich im Leben
Muthig bekannte,

Das auch bekenn' ich
Heut' mit den bleichen
Lippen des Sterbenden,
Den Ihr lebendig
Stießt in des Todes ewige Nacht!

„Ich bin Ich!
Seit ich empfinde,
Hielt sich mein Herz
Nicht zu den Reichen,
Nicht zu den Mächtigen:
Nein, zu den Armen,
Zu den Gedrückten im Volk!

„Mögt Ihr mich hassen,
Weil der Verstoßene
Seine Hand in die meine schlägt!
Nimmer geschändet
Ward ein gewaltiger
Großer Gedanke,
Weil sich zu ihm die
Zöllner und Sünder
Freudig bekannten!
Ich bin Ich in Leben und Tod!

„Wehe den Mördern,
Die mich in einsamer
Zelle begruben,
Wo in die öde
Stille des Todes
Dringet kein Ton der kämpfenden Welt! —
Quälend umstarrt mich
Frostig und trüb der
Eisige Nord!

Darf ich doch nimmer
Selbst durch des Gitters
Hemmende Stäbe
Schauen die Thränen,
Die um mich weint ein herrliches Weib.
Und so kehr' ich,
Segnend die Freien,
Wieder zum Grabe —
Todt im Leben, und lebend im Tod!"

Nun sitzt er wieder bleich und kummervoll
In seiner Zelle nachtumstarrten Wänden,
Allein mit seinem Schmerz und seinem Groll,
Die Spule drehend mit geschäft'gen Händen.
Kaum, daß ein Lied um seinen Kerker klingt,
Kaum, daß ein Vöglein ihm den Lenz verkündet:
Den Frühling, wo auch seine Fessel springt,
Wo eine Welt den Psalm des Friedens singt,
Und frei und stolz der Liebe Tempel gründet!

V.

(Nach Viktor Rabinau.)

„Sie sprachen: Laßt uns seh'n, ob nicht des Kerkers Enge
Des Sünders Trotz bezwingt, sein Herz geschmeidig schafft!"
Und sie verdammten mich, den Vater der Gesänge,
Die jedes Herz durchglüh'n, zu dieser ew'gen Haft!
Auf lebenslang — o Gott! — Die Tage zieh'n gleich Wochen,
Wenn uns der Zelle Nacht zur Nacht des Stumpfsinns reißt,
Fern von des Lebens Lust wird bald der Geist zerbrochen —
Verschonet meinen Geist!

„Als Ihr in banger Hast empor vom Schlafe schrecktet,
Hat Euer Hirn vielleicht der Milde Gluth durchloht;

Indeß Ihr Eure That mit heil'gem Spruch bedecktet,
Spracht Ihr: entsagen laßt uns gnädig seinem Tod!
O wenn Euch je ein Strahl der Menschlichkeit geworden,
So wißt: es war Betrug, was Ihr als Gnade preist;
Ihr schontet meinen Leib, doch um den Geist zu morden —
Verschonet meinen Geist!

„Ach, lieber noch den Tod, den nur der Feige scheuet,
Ach, lieber jene Pein, da schnell die Hülle stirbt,
Als diese Einsamkeit, wo keine Rast uns freuet,
Wo Denken und Gefühl in öder Qual verdirbt!....
Wollt Ihr in blinder Wuth die That des Gegners richten,
So brauchet Gift und Schwert, das sichern Tod verheißt:
Doch ward Euch nie ein Recht, die Seele zu vernichten —
Verschonet meinen Geist!

„Als Ihr mich fortgesandt in diese Kerkerwände,
O glaubtet Ihr, mein Herz sey todt und ausgeglüht?
Noch braust die Leidenschaft, ein Stürmen ohne Ende....
Wie soll ich bändigen, was meine Brust durchsprüht!
Die Liebe ruf' ich an — doch all' mein heißes Flehen
Entsteigt dem tollen Kampf, der mein Gehirn durchkreist,
Seit Ihr mir selbst verwehrt, mein Weib und Kind zu sehen —
Verschonet meinen Geist!

„Mein Hoffen ist verweht; mir raubt der Zelle Dunkel
Des Körpers und zugleich des Geistes letzte Kraft;
Umsonst beschwör' ich heut' des Wissens Sterngefunkel,
Ach, jeder Stern erlosch in dieser trüben Haft!
Ich seh' bei Nacht und Tag in meiner Zelle Räumen,
Wie eines Todten Hand rächend gen Himmel weist;
Mein Haupt umnachtet sich zu schreckensvollen Träumen —
Verschonet meinen Geist!"

VI.

Ein Dichter warst Du und ein Troubadour,
Dein Lied erklang wie leises Frühlingswehen;
„Otto der Schütz", das Kind der Maienflur,
Sahst Du vertraut durch Land und Herzen gehen.
Und was am Rheinesstrand der Dichter sang:
Es las das Volk in allen deutschen Gauen,
Und Liebes=Lust und =Leid im Busen klang
Aus deinem Lied in Deutschlands Frauen.

Sieh' her! Das Volk — des Herrschers Königin —
Gab ihrem Sänger von der Brust die Rose;
Der finst're König zürnt in stolzem Sinn,
Daß mit dem Dichter seine Gattin kose.
Der aber drückt die Rose an den Mund:
„Des Volkes Liebe" ist die Sängerblume;
Er hat — ein Held — geweiht seit jener Stund'
Sein Leben seinem Heiligthume.

Da grollt der Fürst: „Mein Volk, du falsche Braut,
Du meine Magd, befleckst die Herrschereh re!"
So spricht er wild, und springt empor — o schaut!
Und nach dem Sänger fliegt die blanke Wehre!
Ha! gut gezielt, du zornesblauer Mann,
Auch diesen Streiter hast du uns vernichtet!
Doch kommen wird dereinst ein Tag und dann —
Willst du, daß Gott, dir gleich, dich richtet?

Sahst du den Greis, der mit dem Dichter zieht?
Er floh den Saal mit seines Sohnes Leiche;
Da draußen singt er dir ein schaurig Lied —
Entsetzt erbebt dein Sklaventroß, der bleiche.
Kennst du das Lied? — Es heißt: „des Sängers Fluch!"
Das klingt und singt dir ewige Vernichtung: —
„Fluch dir, Tyrann, der mir mein Kind erschlug!"
So spricht der Rachegeist der Dichtung.

VII.

Ein freies Lied am Sklaventhron;
  Ich weiß, Ihr liebt die Lieder!
Gebt ihn heraus, der Freiheit Sohn,
  Gebt uns den Dichter wieder!
Der Adler strebt zum Sonnenlicht,
  In Lüften schwebt der Weih': — —
Wir bitten nicht, wir betteln nicht,
  Wir fordern: Gebt ihn frei!

Ihr habt die Macht in Eurer Hand,
  Die Macht von Gottes Gnaden: —
Was kann im todten Vaterland
  Ein freier Geist Euch schaden?!
Euch schirmen Wall und Kugel dicht,
  Soldat und Klerisei: — —
Wir bitten nicht, wir betteln nicht,
  Wir fordern: Gebt ihn frei!

Schaut her! Das ganze Lumpenpack
  Will frei den Dichter sehen;
Verkauft die Katze doch im Sack,
  Und heißt uns friedlich gehen!
Eh' Euer stolzer Thron zerbricht,
  Sprecht gnädig doch: „Es sey!" — —
Wir bitten nicht, wir betteln nicht,
  Wir fordern: Gebt ihn frei!

Und hört Ihr nicht auf unser Wort,
  So fürchtet uns're Thaten!
Es wächst das Lied zum Schwerte fort,
  Wir werden selbst uns rathen!
Wir rufen Gottes Strafgericht
  Auf Euer Haupt herbei: — —
Wir bitten nicht, wir betteln nicht,
  Wir fordern: Gebt ihn frei!

VIII. [1]

Wein! Kellner, Wein! — Mein Tagwerk ist vollbracht,
Noch diese Stunde stehlen wir der Nacht.
Gib auch das. Zeitungsblatt vom heut'gen Tage!
Laß seh'n: was macht der morsche Königsthron?
Schickt uns der Frühling seine Boten schon?
Wie? oder ist das Recht noch Sage?

Berlin .... die Kammer schläft — das that sie längst! —
Ungarn.... verrath'nes Heldenvolk, was drängst
Du mir die Brust, ob deiner Schmach zu sinnen?!
Standrecht und Rache .... Fort! doch halt! den Schluß: —
Stettin, den 12.: „Gottfried Kinkel muß
In Züchtlingstracht nun Wolle spinnen!“

Ist's möglich? Gott! Wüst brennt mir's im Gehirn,
Die Hände streich' ich über meine Stirn!
„Mein Gottfried spulen im Verbrecherkleide?!
Derselbe Geist, der hohe Lieder sann,
Ein Knecht am Webstuhl — Jahre lang — und dann?
Vor Wahnsinn schütze Gott uns Beide!“ —

Kein einzig Wort! — Die volle Börse warf
Ich auf den Tisch. — Die Nachtluft wehte scharf,
Und eisig fuhr der Sturm durch meine Locken.
Ich ging nach Haus. Dann schrieb ich bleich und matt
Das „Lied vom Spulen“ auf ein knisternd Blatt,
Die Wangen heiß, das Auge trocken:

[1] Als die Ostseezeitung am 12. Oktober die Worte an ihrer Spitze enthielt: „Professor Gottfried Kinkel trägt in Naugardt die graue Zuchthausjacke und muß spulen.“

„Das Lied vom Spulen!"

Der Webstuhl kracht, das Schifflein zieht
Hinüber und herüber;
Beim Spulen tönt ein wildes Lied,
Das gellet trüb und trüber:
Mein Schifflein zieh'! Wir oder sie!
's wird anders nie! Mein Schifflein zieh'
Herüber und hinüber!

Der Eine im Verbrecherhaus
Spinnt fort und fort den Faden;
Am Ende wird ein Tuch daraus,
Ein Tuch von Gottes Gnaden!
Viel Fäden schlug des Spinners Fluch
In's Leichentuch! — Noch nicht genug!
Spinn' fort und fort am Faden!

Wir Andere aber, zorngemuth,
Wir sitzen auch am Stuhle,
Das Schifflein treibt der Zeiten Fluth,
Es schnarrt und knarrt die Spule.
Dazwischen Sang und Schwerterklang
Und Wogendrang das Thal entlang, —
So webt die Zeit am Stuhle.

Der Webstuhl kracht, das Schifflein zieht
Herüber und hinüber;
Beim Spulen tönt ein wildes Lied:
„Bald ist dein' Zeit vorüber!
Die Freiheit siegt! Die Fessel liegt!
Die Freiheit siegt! — Dein Schifflein fliegt
Hinüber und herüber!"

Adolph Strodtmann.

Für Gottfried Kinkel.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, gleich nach seiner Majorennitätserklärung.

Man soll nicht sagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weiheborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade!

Du hältst sie lieb und werth, des deutschen Sanges Fei',
Drum wag' ich muthig vor Dich hinzutreten,
Mein Mund steht heut' und nie im Solde der Partei,
Es bittet der Poet für den Poeten.

Der uns die Mähr' vom „Schütz" mit süßem Reim umwob,
Hüllt seine Glieder in die Züchtlingsjacke;
Sein Auge, das so gern sich zu den Sternen hob,
Sieht nur um sich der Menschheit ekle Bracke.

Wohl manchen klaren Faden zog er ab und spann,
Bis ein Gewebe, licht und schön, entstanden;
Jetzt spinnt er Wolle und versiecht, ein kranker Mann,
Dem Stern und Blumen aus dem Leben schwanden.

Es sagt der Zorn: „Verfallen war sein schuldig Haupt!"
So ist sein Recht. Mit ihm will ich nicht rechten.
Doch Zorn gibt Tod, und erst die Gnade hat erlaubt,
Das Opfer lebend auf das Rad zu flechten.

Ein kurzes Stoßgebet, drei Kugeln und ein Grab,
Das trägt ein Mann, er kann und muß es tragen.
Die Freunde brechen Blüthen sich vom Hügel ab,
Die in des Todten Herz die Wurzeln schlagen.

So straft der Zorn, nur so, mit einem Schlag versargt,
Und Zorn und Opfer seiner Kämpfe ledig;
Doch Gnade .... Gnade, die mit ihrem Schatze kargt?
O, wer sie übt, der übe sie auch gnädig!

Man soll nicht sagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weiheborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade.

Man ruft um Gaben für des Dichters Weib und Kind
Mit lautem Wort umher in Deutschlands Gauen,
Und Jeder, dem ein Lied von ihm gebracht der Wind,
Sie spenden gern, die Männer und die Frauen.

So gib auch Du, und gib, was Keiner sonst vermag,
— Den Vater führ' in seiner Kinder Mitte;
Gib ihn zurück und ruf' in ihre Nacht: Es werde Tag!
Dir ziemt die schöne That wie mir die Bitte.

Hast Du ein warmes Herz, so geh' und zög're nicht,
Tritt hin zu Deinem königlichen Ohme,
Und jedes milde Wort, das Deine Zunge spricht,
Es hilft Dir bau'n an Deiner Zukunft Dome.

Sag' ihm: „Gib mir den Mann, daß schon mein erster Akt
Viel tausend deutsche Herzen mir entzünde;
Gib mir den Mann, daß ich durch Gnade meinen Pakt,
Den Pakt mit Deutschland, frühe schon begründe.

„Laß sprengen mich den Sarg, der Leib und Geist umfängt,
Die Jacke fort, der lebend Todte lebe!
Laß mir die That, aus der sich Lust und Freude drängt,
Gib mir den Mann, daß ich ihm Freiheit gebe!

„Man soll nicht sagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weiheborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade."

Den 1. November 1849. Max Waldau.

Pegasus in Banden.

Oktober 1849.

I.

Von Pegasus in Banden
Ein altes Lied uns singt.
Horch! wie aus deutschen Landen
Dies Lied uns neu erklingt.

Zu Naugardt in der Feste
Da sitzt der Musensohn,
Von allen wohl der beste,
Verfolgt mit Spott und Hohn.

Er sang am freien Rheine
Manch Lied voll Geist und Kraft:
Er pries die edlen Weine,
Die kecke Wanderschaft;

Der Hügelstadt Erwachen
Im heil'gen Hain er sieht,
Und wie im bunten Nachen
Der Schütz die Fluth durchzieht.

Er stritt wie er gesungen
Für Freiheit, Vaterland,
Doch hat er nicht errungen,
Wofür sein Herz entbrannt.

Von Wunden matt, gefangen,
Geschleppt in's Vehmgericht —
Er schaute ohne Bangen
Dem Tod in's Angesicht.

Doch eine Gnade sendet
Ihm seines Königs Wort, —
Wie Satanas sie spendet
Jenseits der Höllenpfort'.

II.

Mit flittergold'nem Kranze
Geträumten Ruhmes Lohn,
Ein Ritter ohne Lanze,
Ein Held, weil Königssohn,

In seinem Schloß zu Babel
Ruht aus vom großen Krieg,
Er selbst glaubt fast die Fabel,
Daß er erfocht den Sieg.

Getreue Schergen thaten
Für ihn die Heldenthat,
Sie haben dann berathen
Im grausen blut'gen Rath.

Denn Blut verlangt die Rache,
Blut, immer Bürgerblut,
Auf daß der rothe Drache
Der Freiheit endlich ruht.

Sie wußten All' zu sterben,
Die Ihr verfehmt im Rath,
Und ließen uns als Erben
Der ausgestreuten Saat.

Ihr schwarz und weißen Ritter,
Ihr seyd die Rabenbrut,
Die zieht um's Bergesgitter,
Allwo der Kaiser ruht.

Die hehre Göttin Freiheit,
Wie habt Ihr sie verhöhnt!
Hinopfernd Deutschlands Einheit,
Dem Preußenthum gefröhnt.

Doch bald wird er erschallen
Der Freiheit Siegsgesang
Auch in der Fürsten Hallen
Den Knechten bleich und bang.

Dann wird der Dichter schreiten
Den freien Rhein entlang,
Wo einst von goldnen Saiten
Sein hohes Lied erklang.

E.

Kinkel.

Aus den in München erscheinenden Leuchtkugeln vom 7. Dezember **1849.**

Wer sitzt in der Zelle so stumm und bleich
Und spinnet so fleißig dem Züchtling gleich?
Der Faden wird ihm zu Gold in der Hand,
Es leuchtet wie Feuer sein Züchtlingsgewand.

Es blitzet wie Sonne sein Augenstern
Im Dunkel der Nacht, wenn das Licht ihm fern,
Wenn einsam er starrt aus dem Kerker hinaus
In's Schneegestöber und Sturmesgebraus.

Und wieder beginnt das Tagewerk
Und wieder spinnt er zum Faden das Werg;
Er spinnet hinein seiner Wünsche Gluth
Und was in der Tiefe der Seele ihm ruht.

Ihm ist's, als spinn' er der Freiheit Kleid,
Der lieblichen wonnigen holden Maid, —
Und wenn das Kleid einst vollendet ist,
Die Freiheit den Züchtling als Freier begrüßt.

C. B......g.

In der Neujahrsnacht von 1849 auf 1850 geschrieben.

Wie mächtig tönt aus lichten Höhen
Des Geistes unsichtbares Wehen!
Es wetterleuchtet in der Ferne,
Der Himmel zählte seine Sterne;
Und fühlst Du nicht dein Herz erbeben,
Als zuckte Tod durch's frische Leben? —
Ein Stern ist's, den, dem Geist zum Hohn,
Zu bannen wähnt der Erde Sohn
In Naugardt's düstern Zuchthausmauern;
Doch seine Strahlen überdauern
Vermess'ner Willkür eitlen Tand
In schwer entweihter Herrscherhand.
Es rauscht daher in schwankem Kahn
Der Zeiten Geist die ew'ge Bahn,
Und zürnet, daß dem Sternenkranz
Der Eine fehle, dessen Glanz
Des ew'gen Geistes Licht und Macht
Verkündet in des Lebens Nacht. —
Den Stürmen, welche träumend schliefen
In unerforschten Meerestiefen,
Den Lichtern, hoch am Himmelszelt
Als Gotteswächter hingestellt, —
Dem Glauben, der die fromme Brust
Geweiht zu stolzer Götterlust, —
Er ruft den hohen Kräften allen
Und läßt sie brausend überwallen,
Daß sie mit ewig frischem Leben
Vom Sieg des Geistes Zeugniß geben. —
Sie schweben zu des Dichters Haft
In leicht beschwingter Himmelskraft,
Sie heben sanft die Dornenkrone
Vom Haupt dem edlen Dichtersohne,
Und klingen hold in seiner Brust
Zu ewig neuer Liedeslust.

Nein, nein, es ist kein Stern gefallen!
Es leuchtet Kinkel unter allen,
Verherrlicht durch sein Dulderloos,
Ein Stern in finstrer Zeiten Schooß.

Gottfried W.

Kinkel.

O Vaterland, du armes Land,
Du bist ein Grab der Treuen,
Die kühn das Schwert mit blut'ger Hand
Erfaßt, dich zu befreien.

Ich möchte wallen Tag und Nacht,
Um allerwärts zu klagen,
Wo Einer fiel in heißer Schlacht,
Die er für dich geschlagen.

Ich möchte, wo aus stillem Haus
Ein Kämpfer zog zum Streite,
Bis mir die Thränen gehen aus,
Mittragen an dem Leide.

Am meisten aber dorthin zieht
Mich's, wo sie Jenen haben,
Der, in der Brust das keusche Lied,
Lebendig liegt begraben.

Seht her! Er träumt von seinem Kind,
Er träumt von seinem Weibe —
Seht her! der nasse Moder rinnt
Herab von seinem Leibe.

Und wieder lächelt er im Traum,
Als hätt' er ausgelitten;
Ich glaub', er sieht den Freiheitsbaum,
Um den er brav gestritten.

Ich glaub', er sieht den großen Tag,
Der brechen seine Ketten,
Und meine Heimath von der Schmach
Der Knechtschaft wird erretten.

Der Traum, o duldender Poet,
Verblieb Dir einzig eigen;
O laß, wenn er durch's Herz Dir geht,
Ihn Dir die Freiheit zeigen!

A. Trabert.

Der neue Bonniward.

Fort, schlechter Witz und bitt'rer Scherz,
Macht Platz dem schwarzumhüllten Schmerz,
Denn eine Leiche hab' ich zu bestatten
„Auf ewig in der Wehmuth Schatten."

Wie schöner ist dein trauriges Loos,
Gefesselter Sänger, der treu und groß,
Mit Wort und That, mit Lied und Schwert,
Im heil'gen Kampfe sich bewährt,
Wie Körner und wie Foscalo,
Rougé de Lille und Chenier,
Und wie der herrliche Lord, der floh
Vor weisem Pöbel an Suniums See,
Um für den götterbevölkerten Strand
Zu sterben im Palykarengewand.

Mein theurer Gastfreund Gottfried Kinkel!
Jetzt sitzest Du im dunklen Winkel
Des Kerkers, trauernd wie Bonniward.
O hoffe, daß auch Deiner harrt
Ein Schicksal so schön, wie seines war:
Es trug ihn eine jauchzende Schaar

Befreit hinaus in's befreite Land,
In's Heimathland, das er nicht erkannt.
Er hat es verlassen in trüber Zeit,
Von Fürsten und von Pfaffen gedrückt;
Er sieht es wieder froh und beglückt,
Von Fürsten und von Pfaffen befreit.
O daß Dir würde solch Geschick!

Und daß Du gingest balde wieder
Durch's deutsche Land mit heiterem Blick,
So frei und schön wie deine Lieder
Durch's Volk von Herz zu Herzen geh'n!
Ich fühl' nun auch ein holdes Weh'n,
Ich höre fernen Waldhornschall,
„O schwing dich auf, Frau Nachtigall!"
Die deutschesten Lieder hör' ich singen.
Das ganze Wunderhorn erklingen —
Ich fühl', was mich zur Heimath zieht,
Denk' ich an „Otto den Schützen", dein Lied.

Es hat mich angeweht
Wie jene Blum' im Weine,
Die aus dem Kelch ersteht
Im schönen Land am Rheine,
Und alle Sorgen jaget,
Und alte Mährchen saget.

Es ist ein frischer Klang,
So duftig und so golden,
Wie jener alte Sang
Auf Trystan und Isolden
Vom Strasburgischen Meister, —
Wie Du auch Gottfried heißt er.

Die Quelle, wie sie rauscht,
Die Herzen, wie sie lieben —

Du hast sie beid' belauscht
Und hast sie hold beschrieben.
Der Quell — die Liebesleiden,
Du webst ein Lied aus beiden.

Und seine Melodie
Und seine Urwaldsfrische —
Mir war's, als sprächen sie:
Du Trauernder, o wische
Vom Auge das Verzagen,
Bald wird es heller tagen!

Wo solche Kraft gedeiht
Zugleich mit solcher Milde,
Kommt bald die freie Zeit;
Und kommt sie noch so wilde,
Sie wird sich mit dem Schönen
Bald schwesterlich versöhnen.

Leb' wohl, mein Dichter! — Fast ist dein Loos
Noch zu beneiden, jetzt da blos
Die glücklich sind, die hinter Schloß
Und Riegel nicht den Nothschrei hören,
Der überall in Verzweiflungschören,
In wilden und dumpfen, steigt himmelwärts.
Erbeben wird einst der Menschen Herz,
Sehen sie auf unsere Tage zurück
Und auf das patriarchalische Glück,
Das uns die rötheste Monarchie
Gebracht nach besiegter Anarchie.

Moritz Hartmann.

Trost eines Kindes.

O! Kinkel Du! O Kinkel Du!
Der Mutter süßer Freund!
Sey Freund dazu dem Kinde Du,
Das liebend um Dich weint;
Und ach so gern Dich trösten will,
Wenn's Dich im Kerker bleich und still
Bei Nacht zu sehen meint.

Du blickst hinauf zu der Sterne Lauf,
Sie steh'n in Gottes Hand,
O denk' dabei: Gott steht Dem bei,
Der sich zu ihm gewandt;
Wer aus dem Kerker zu ihm ruft,
Den bringt er leicht in freie Luft,
In's liebe Heimathland.

O Kinkel Du! O Kinkel Du!
Sitz' nicht so traurig da,
Denn eine Welt, die's mit Dir hält,
Ist Dir mit Hülfe nah.
Ist Menschen Kraft auch machtlos sehr,
Der Menschen Lieb' vermag viel mehr
Und Herzen in Menge lieben Dich ja!

Du schauest doch, wie früher noch,
In Nacht hinaus so trüb;
Ich seh's wohl ein: nur Engelein
Die trösten mit ihrer Lieb'!
Du denkst an Bonn, an die Lieben Dein,
Dann bitt' ich Dich, gedenk' auch mein,
Die wie Dein Kind Dich lieb.

Ein Kind (9 Jahre alt).

Auch ein Kinkellied.

Es gibt Dinge, die so gräßlich sind, daß sie nur im Liede den Zugang in menschliche Ohren finden.

I.

In die dumpfe stille Zelle
Dringt kein Lebenslaut empor,
Leis nur der Erinn'rung Welle
Schlägt an des Gefang'nen Ohr.

Grau, viereckig schaut der Himmel
Durch des kleinen Fensters Spalt,
Fern das frohe Weltgetümmel —
Stiller, schrecklicher Aufenthalt!

Und die Zeit mit blei'rnen Füßen
Geht den lahmen, schweren Tritt,
Sollt' ich lang' noch leiden müssen,
Was ich ach! zu lang schon litt?

Und ein Seufzer heiß und blutig
Ringt sich aus der armen Brust —
O mein Herz, so stark und muthig,
Nun Dir selber kaum bewußt!

Von dem morschen, feuchten Kissen
Flieht die Hoffnung Schritt um Schritt,
Doch die Zeit mit blei'rnen Füßen
Geht den lahmen, schweren Tritt.

II.

Die Ihr an der Brust des Lebens
Frisch den Quell der Freiheit trinkt
Und berauscht und süß ermattet
An das Herz des Schlafes sinkt.

Ihr kennt nicht die Luft des Kerkers,
Drückend, tödtend, gifterfüllt,
Ihr kennt nicht den Schlaf des Kerkers,
Zitternd, ruhlos, schreckumhüllt.

Todtermüdet von dem Fieber,
Das den Schlummer hier ersetzt,
Schreckt der Arme auf am Morgen,
Wie von böser Macht gehetzt.

Unten trinken Thier' und Menschen
Unsers Herrgotts Schöpfungsduft,
Droben dringt in Menschenlungen
Giftig, quälend — Kerkerluft! —

III.

Und in einer dieser Nächte,
Nächte schwarz wie Pfaffenseelen,
Voller Trug- und Schreckensbilder,
Lieb- und lebenleere Nächte,

Saß er stumm und stumpf und düster
Und die Lippen grimm verbissen,
Lauschte in den Finsternissen
Der Verzweiflung Hohngeflüster.

Tappend zählte er die Kerben,
Die er jeden Tag geschnitten,
Ach! sie wuchsen zahllos, ewig —
Welch' ein zähes, langes Sterben!

Und noch zählt er an den Kerben,
Zählet fort und zählet wieder,
Stöhnt, ermüdet rückwärts sinkend:
Soll hier ew'gen Tod ich sterben?

Und der Mann im Thränenwinkel
Zitternd, stöhnend hingekauert —
Wacht, Ihr Schläfer! Todte, schauert!
Dieser Mann ist — Gottfried Kinkel!

IV.

Da klirrt das einz'ge Fenster
Und knarrt ein rost'ges Lied,
Bleibt fort, unsel'ge Gespenster,
Der Kinkel schläft so müd.

Es gießt sich in die Zelle
Verirrt und leichenfahl
Ein Tropfen Mondeshelle,
Ein einz'ger kalter Strahl.

Da zieht in eisernem Schweigen
Umkaltet von Gruftgeruch
Herein der endlose Reigen,
Der geisternde Nachtbesuch.

Der Trütschler, Dortu, Heilig,
Der starke Tiedemann,
Die Wunden offenmäulig,
Noch hängt das Blut daran.

Und Bönnings geschändetes Alter
Im schlichten Freischaarengewand,
Der Streuber mit schmerzgeballter
Zum Himmel erhob'ner Hand.

Wie er sie, bereits verschieden,
Noch starr empor gestreckt,
Für ewig dort den Frieden
Vom Pfühl des Mörders geschreckt.

Die andern armen Erschlag'nen
Sie folgen Alle dann,
Und haben die abgetrag'nen
Freischärler=Blousen an.

Die Blousen sind's, die alten,
Bedeckt mit Blut und Koth,
Und Staub in allen Falten,
Und der Passepoile Roth.

So zieh'n sie still und düster
Die engen Räume durch: —
Hörst Du ihr leises Geflüster,
Du Scharfschütz von der Murg?

Was stöhnt dein Herz beklommen —
Sie fragen mild und leis':
Ob Du nicht mit willst kommen
In ihren friedvollen Kreis?

Doch still — er spricht so eben
Und schüttelt im Traum das Haupt:
Mein Herz wird so lang leben,
Bis ihm sein Glaube geraubt.

Das Volk, für das wir stritten,
Es kann nicht untergeh'n;
Hab' ich so viel gelitten,
Will noch sein Glück ich seh'n. — —

Und stille, wie sie kamen,
Verlassen sie den Ort,
Doch Keiner wagt ein — Amen! —
Ach! wärst Du doch mit fort! —

V.

Halt — es sind genug der Bilder,
Gräßlich wie der Hölle Schrecken,
Soll das grausenstarre Auge
Noch der Qualen mehr entdecken?

Sehen müßt Ihr's, selber fühlen,
Was der Feder hier unsäglich;
Denn vor allem Erdenelend
Ist die stumme Klage kläglich.

Sieh', mein Volk, den todtenblassen
Stillen Mann am Webestuhle:
Durch die abgezehrten Hände
Kreiset ohne Rast die Spule.

Eine und dieselbe Wolle
Räuber, Diebe, Mörder spinnen,
Eine und dieselbe Wolle
Spinnt der Kinkel unter ihnen.

Er, der sonst aus reicher Seele
Edles Körnergold gewonnen,
Und daraus die gold'nen Fäden
Göttlichen Gedichts gesponnen.

Brechen soll der Geist im Körper,
Edler Kern in edler Schaale —
Unter Mördern spult der Kinkel
Zu Naugardt im Arbeitssaale.

Und mit Blicken eines Tigers
Sieht der Büttel auf den Dichter,
Und den wilden Blicken folgen
Hundert thierische Gesichter.

Doch er spult und dreht die Spindel
Ohne Grimm im milden Busen,
Und es singen zu der Spindel
Trauernd die verlass'nen Musen.

Wenn die Fäden unter Jammer
Hier gedreht und unter Thränen,
Ausgepreßt von Gottes Gnaden
Durch die menschlichen Hyänen: —

Deutschland! einst, wenn diese Fäden
Zum Gewebe sich vereinen,
Werden wundervolle Bilder
In dem Ganzen dann erscheinen.

Dann verhülle deine Augen,
Willst Du dort nicht selber lesen,
Was die deutschen Schwüre taugen,
Welch' ein Volk dein — Volk gewesen!!

VI.

Hin durch Naugardt's öde Hallen,
Nur von Leid und Gram belebt,
Grell die Feierglocken schallen
Und der Spinner sich erhebt.

Rasselnd knarrt der Zellen Riegel,
Schweigend tritt der Dulder ein,
Ist wie unter Zaubers Siegel
Hier in seinem Grab allein.

In das Holz am morschen Kissen
Macht er einen neuen Schnitt,
Und die Zeit mit blei'rnen Füßen
Geht den lahmen schweren Tritt.

Wilhelm Kammerloher.

Gottfried Kinkel.

Es sitzt im Schächerhause
Ein deutscher Kriegesheld,
Und schafft in dunkler Klause,
Bis spät die Sonne fällt.
Der Lampe Strahl erleuchtet
Den Saal mit falbem Licht,
Und eine Thräne feuchtet
Sein blasses Angesicht.

So saß der greise Sänger
Im Armensünderkleid,
Und harrte bang und bänger
Der Auferstehungszeit.
Er ließ die Hände sinken,
Und starrte trüb in's Licht:
„Herr, laß mich Freiheit trinken,
Eh' bald mein Leib zerbricht!"

Und wie er sinnt und schweiget,
Da rauscht es an sein Ohr:
Ein fernes Grollen steiget
Zum blauen Dom empor;
Das klingt wie Siegeslieder,
Das hallt wie Schwerterklang,
Und tönt im Echo wieder
Das grüne Thal entlang!

In Zornesroth erglühet
Sein bleiches Wangenpaar,
Und kecke Blitze sprühet
Sein Auge groß und klar.
Er preßt in Kampfverlangen
An's Haupt die Hände beid':
„Weh, daß ich bin gefangen,
Wo sich mein Volk befreit!"

Da öffnet sich die Pforte
In ihren Angeln schnell,
Es dringt zum Kerkerorte
Manch' fröhlicher Gesell.
Auf ihren Händen tragen
Sie ihn zum Licht hinaus,
Und tausend Klänge schlagen
Sein Ohr mit Lustgebraus.

Es will der Tag ihn blenden,
Deß Glanz er nicht mehr kennt; —
Da faßt ihn bei den Händen
Der deutsche Präsident.
Es senket ihm zum Lohne
Der „Erste Proletar"
Die deutsche Bürgerkrone
In's weiße Lockenhaar.

Er spricht: „Derweil am Stuhle
Du spannst ein Leichentuch,
Hat sich gewandt die Spule,
Zerbrach der Knechtschaft Fluch!
In Trümmer ist gefallen
Die große Babylon,
Die stolzen Königshallen
Bezwang der Freiheit Sohn!"

Der freie Sänger schweiget,
Weiß nicht, wie ihm geschah,
Und vor dem Volke neiget
Sein stolzes Haupt er da:
„Heil Euch, die Ihr geborgen
Des Vaterlands Geschick!"
Das war der erste Morgen
Der deutschen Republik.

R. E.

Kinkel.

Als wär' er ein Mörder, als wär' er ein Dieb,
So haben sie ihn gebunden;
So haben sie tückisch ihn eingesteckt
Bei Lumpen und Vagabunden!

Er trägt auf seiner Feinde Geheiß
Das här'ne Gewand, das rauhe,
Es deckt den Leib des bravesten Manns
Die Züchtlingsjacke, die graue!

Der vom Lehrstuhl Worte des Lebens sprach,
Deß Rede wie Donner gewettert,
Der von der Tribüne wie in der Schlacht
Die Feinde niedergeschmettert;

Dem des Volkes Glück und Wohlfahrt war
Viel theurer als sein Leben —
Im Zuchthaus sitzt der kühne Rebell,
Verdammt, zu spulen, zu weben!

Nicht traf ihn standrechtlich Todesgeschoß,
Viel Edleres führt man im Schilde —
Zum Sträfling, statt zu Pulver und Blei
Begnadigt — o göttliche Milde!

Geduld, mein Freund, du armer Poet,
Geduld in deinem Gefängniß!
Die Schmach und die Schande auf Euer Haupt,
Die Schuld an Seinem Verhängniß!

Geduld! und mögen auch noch so heiß
Um Dich die Thränen rinnen —
Du weißt's, in dieser blutigen Zeit
Ist's Ehre, zu spulen, zu spinnen!

Es dämmert schon! Seht roth wie Blut
Die Sonne Ihr nicht strahlen?
Es kommt der Tag, der jede Schmach
Euch blutig heim wird zahlen.

Noch spukt er.

Noch spukt er! — Ist es wahr?
O leicht bethörte Menge!
Du glaubst an solche Strenge,
Und hier in Preußen gar?

Hier, wo das Staatsgespann
Besteht aus milden Tauben,
Die nimmer sich erlauben,
Was Teufelslist ersann?

Wo Wissenschaft und Kunst
Ein Fürst von Gottes Gnaden
So wie der Held von Baden
Beschenkt mit seiner Gunst!

Hier, wo voll Zuversicht
Die frommen Töne schallen:
„In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht!"

Hier spukt er noch! — O Gott!
Wie kann man so was denken,
Wie kann man Glauben schenken
Solch' dummem Lug und Spott!

Nein! nein! ich schwör's beim Czar! —
Und dennoch hör' ich summen,
Und dennoch hör' ich brummen:
Noch spukt er — es ist wahr!

—ch.

Kinkel in Spandau.

Ach! er soll dort versinken,
Den Martertod dort trinken,
Wo Lüge und Verrath
Vollbracht die Höllenthat:
Den adlergleichen Flug
Der edlen Dichterseele
Zu hemmen in dem Zug
Der Märzes-Philomele! —
Hört Ihr den Donner rollen,
Das ewige Gericht,
Das seine Ketten bricht?
Und Spandau ist verschollen!

Ich habe eine Zeit erlebt,
Mir ist's, als wär' es heute,
Denn noch in der Erinnerung bebt
Mein Herz in wilder Freude:
Da trug der Freiheit Banner
Der edle Deutsche vor,
Den unf'rer Zeit zum Jammer
Der freie Rhein verlor.
Da hoben Himmelsklänge
Die ausgedorrte Brust,
Da schallten Festgesänge
Dem Menschenfreund zur Lust.
Sind sie jetzt ausgeklungen
Die hehren Melodien,
Hat Satan uns entrungen
Die ew'gen Harmonien?
Ist in der Zeiten Jammer
Das Banner uns verloren,
Dem in der Herzenskammer
Wir ew'ge Treu' geschworen?

Am Gitter hab' ich gestanden
In marterndem Grabesschauer,
Ich hörte, wie sich entwanden
Viel Seufzer der feuchten Mauer;
Die Steine, sie stöhnten so bange
Aus kalter Felsenbrust:
O Gott, daß wir so lange
Den Geist verschließen gemußt!
Die Menschen aber, die schauten
So kühl in die Geistespein,
Als wenn sie dem Satan vertrauten,
Um sicher des Mordes zu seyn.
Ich aber wollte mit Blicken
Versengen die kalte Wand,
In fluthenden Thränen ersticken
Den wüthenden Seelenbrand.
Ausströmen wollt' ich mein Leben
Zu Füßen dem mächtigen Geist,
Daß Spandau's Steine erbeben,
Mein Sterben den Märtyrer preist.
Dann, Kinkel, o träume nur leise
Von treuen Vasallen umwacht,
Bei deiner holdseligen Weise
Zieht Leben durch Grabesnacht. **G. W.**

An Kinkel.

Der Vorzeit Willkür ist gerichtet
Und ihre Zwingburg sinkt in Staub,
Vom Trug hat Wahrheit sich gesichtet,
Sie wehrt ihm bess'rer Zeiten Raub.

Uns soll die Fahne höher wehen
Als Knechtessold und Herrscherruhm,
Die Freiheit kennt nicht Dienst noch Lehen:
Der Menschheit gilt ihr Ritterthum.

Viel Märtyrer sind jüngst gefallen,
Geweiht zu blut'ger Freiheitssaat;
Doch Einer lebt im Lied vor Allen:
Ein Mann des Worts, ein Mann der That.

O Gottfried Kinkel! edler Ritter
Voll selbstvergess'ner Menschlichkeit,
Dir wehren keine Kerkergitter
Die Glorie der Unsterblichkeit.

Bald flieht, vom eig'nen Fluch verzehret,
Der Wahn, der deine Fesseln wand;
Und Sänger, Weise, Helden ehret
Das einig freie deutsche Land! L.

Der bleiche Mann.

Im Kerker in einsamer Zelle
Da sitzt der bleiche Mann,
Da sieht ihn die Mutter Deutschland
Mit weinenden Augen an;

Sie sieht, wie an der Maschine
Er starrend dreht und dreht,
Daß ihm des Geistes Gedanken
Das Schwungrad alle verweht.

Daß ihm der Frühling der Lieder
In öder Brust verblüht,
Daß ihm das Feuer der Liebe
Im Herzen gemach verglüht.

Sie sieht's und weint, daß dem Starken
Erlahmt die kräftige Faust,
In der die Leier geklungen,
In der das Schwert gesaust.

Der Nacken ist ihm gebeuget,
Das Aug' erstorben und leer,
Die bleiche Wange durchscheinet
Das Lebensblut nicht mehr.

Und der den Stürmen getrotzet,
Ein starker gewaltiger Mann,
Der zittert und friert und kränkelt,
Sich nicht erwärmen kann.

Es seufzt nach dem Armen im Kerker
Manch' Herz von nah' und fern,
Und gäb' ihm Tröstung und Liebe
Und Gut und Freiheit so gern.

Vergebens drängen die Bitten
Den Kerkermeistern in's Ohr,
Vergebens flügeln Gebete
Für ihn zum Himmel empor.

Ihn führt kein menschlich Erbarmen
Zum Licht des Tages heraus,
Er soll und muß vermodern
In Kerkernacht und Graus. —

Doch horch! Was rauschet so seltsam
Gehüllt in ein Leichentuch
Mit riesigem Schritt vorüber?
Das ist des Sängers Fluch! —

Dieses Gedicht ward in der preußischen Nationalzeitung gedruckt, als die Regierung Kinkels Bitte, sich wärmer kleiden zu dürfen, abgeschlagen hatte. Merkwürdig: den ersten Morgen, den der Dichter außer dem Gefängniß war, lag einer seiner Feinde, Graf Brandenburg, im Sterben.

Ein Kranz.

In einem öden Winkel
Da wird er eingeschult,
Im Zuchthaus sitzt der Kinkel,
Im Zuchthaus sitzt er und spult.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Sind gern bei Hofe geseh'n —
Der Kinkel muß im Staube
Das Spinnrad fleißig dreh'n.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Die blieben ja hübsch zu Haus —
Den Kinkel trieb sein Glaube
Zum Freiheitskampf hinaus.

Ihm hat das Herz gefluthet
Für Deutschlands Ruhm und Ehr',
Ihm hat das Haupt geblutet,
Vom Blei getroffen schwer.

Das ist des Dichters Verbrechen,
Daß er für die Freiheit stritt!
Das ist des Dichters Verbrechen,
Daß er für Deutschland litt!

Im Zuchthaus sitzt er im Winkel,
Wer weiß: ob kurz? ob lang?
Ein Lorbeer wächst dem Kinkel
Und .... *)

Karl Heinrich Schnauffer.

---

*) Soll heißen: „Und seinen Henkern [illegible] (Aus: Karl Heinrich Schnauffer's Gedichtsammlung „Todtenkränze, [illegible] unserer [illegible]" 2. Aufl. [illegible])

Nachts am 12. November 1850.

Motto: So steht es fest nach ewigen Gesetzen:
Der Dulder herrscht, es will den Stahl die Welt;
Wen sie gestrebt, am herbsten zu verletzen,
Der ist's, dem sie zuletzt zu Füßen fällt.
G. Kinkel.

Hoch! Kinkel hoch! dein Freiheitsmorgen
Hat unsre Herzen neu belebt;
Er brach den Schmerz, der, tief verborgen,
In deinen Qualen uns durchbebt.

Wohl hielt in bangen Trauerklängen
Die Treue um den Kerker Wacht,
Bald tönt uns neu in Hochgesängen
Des Meisters freie Geistermacht.

Wie stolz und froh, du holder Meister,
Verstummen wir vor deinem Lied,
Das hoch und hehr die treuen Geister
Um deinen Leidensthron beschied.

Jetzt, wo der Freiheit heil'ge Feier
Die liederreiche Brust Dir hebt,
Zerreißt der Trauer düst'rer Schleier
Der unsre Seelen lang umwebt.

So wandle siegreich deine Bahnen,
Getreu'ster Mann der Prüfungszeit,
Die Menschheit schaut in deinem Namen
Den Freiheitshymnus thatgeweiht.

G. W.

Des Dichters letzte Nacht im Zuchthaus zu Spandau am 6. November 1850.

Der Freiheit Stunde kam. Es lag in wüstem Traume
Der Wächter Söldlingsschaar. Am weiten Himmelsraume
Erlosch der Sterne Schein, des Mondes bleiche Pracht.
Vor'm Zuchthausfenster ging mit abgemess'nem Schritte
Der Schildrer auf und ab; es hallten seine Tritte
Gespenstig durch die dunkle Nacht.

Der Sänger horchte still, sein Ohr vernahm die Schläge
Der tiefen Mitternacht: sie schallten dumpf und träge
Herüber von dem Thurm in seiner Zelle Kreis.
Den Krieger hört' er stumm und ernst vorüberschreiten,
Da ließ er von dem Kreuz die Stricke niedergleiten
An seines Kerkers Mauern leis.

Und wieder ging vorbei mit abgemess'nem Schritte
Der Schildrer ernst und stumm; es hallten seine Tritte
Gespenstig durch die Nacht zum Kerkerraum empor.
Ein Schwung! Und Keiner sah den Sänger niederschweben,
Nur unten hörte man des Kriegers Tritt erbeben,
Der sich im Windeshauch verlor.

Dann schritt der Sänger leicht hinüber zu den Rossen,
Die nah' gesattelt steh'n, und gleich dem Blitze schoßen,
Der aus den Lüften zuckt, die Renner durch das Feld.
Hui, wie vom Sporenstich gejagt die Flanken schäumten,
Wie sich beim Peitschenschlag der Mähnen Kämme bäumten;
So ritt er in die freie Welt!

Doch vor dem Fenster ging mit abgemess'nem Schritte
Der Schildrer auf und ab; es hallten seine Tritte
Gespenstig immer zu wie früher durch die Nacht.

Mit einem Male fuhr zusammen er erschrocken,
Denn von dem Thurme gellt der Ruf der Sturmesglocken,
Der Lärmkanone Salve kracht.

Wozu denn wolltet Ihr des Freien Haupt zertreten?
Warum verfolgtet Ihr den Dichter und Propheten?
Ihn schirmt in Noth und Tod der Götter mächt'ge Hand!
Wie einst zu Petrus seht zu ihm den Engel schreiten
Und segnend seinen Fuß zum Kerkerthor geleiten
Hinüber in der Freiheit Land.

Adolph Strodtmann.

W 289

THE LIBRARY OF CONGRESS

WERT
BOOKBINDING
Grantville, Pa.
Sept.-Oct. 1988
We're Quality Bound